Aus
Londons Gesellschaft
oder
die Drahtzieher.

Ein Roman

von

Theodor Hagen.

Zweiter Band.

Nordhausen 1856.
Verlag von Adolph Büchting.



Aus

Londons Gesellschaft

oder

die Drahtzieher.

Ein Roman

von

Theodor Hagen.

Zweiter Band.

Nordhausen 1856.
Verlag von Adolph Büchting.

Verfasser und Verleger
behalten sich das Recht der Uebersetzung dieses Romanes in fremde Sprachen vor.

Sechstes Kapitel.

Am zweiten Abende nach der im vorigen Kapitel geschilderten Scene finden wir wieder die ganze ehrenwerthe Kompagnie der Drahtzieher im Gasthause an der Heerstraße versammelt. Hier und da tauchen aus dem Knäuel ein Paar neue Köpfe auf, die ebenfalls zur Association gehören, die uns aber am ersten Abend unserer Bekanntschaft entgangen sind. Unter diesen erregt namentlich Einer ein besonderes Interesse und zwar schon durch sein ungemein jugendliches Gesicht. Er sieht aus wie ein Bursche von 18 Jahren, trotzdem daß er einige Jahre älter sein mag. Er achtet sehr darauf, in seiner äußern Erscheinung den Studenten zur Schau zu tragen. Umgeklappte Vatermörder sind für ihn unerläßlich. Dies und seine Hauptbeschäftigung, für Andere Bettelbriefe, besonders an hochstehende Personen zu schreiben, haben ihm in der Gesellschaft den Namen eines Gelehrten gegeben. — Auch sitzen ein

Paar Profane da, Gentlemen, die der Zufall in dieses Lokal geführt hat und die, ihren Gesichtern nach zu urtheilen, ihrem Herrgott danken, wenn sie wohlbehalten wieder draußen sind. —

Trotzdem nun, daß unser „Graf“ vollauf zu thun und mehr wie ein Mal Gelegenheit hat, seine ganze Würde in Anspruch zu nehmen, scheint er doch schlechten Humors zu sein, eine Stimmung, die er mit dem Polen, dem unermüdlichen Schachspieler, theilt, ungeachtet dessen, daß einer der Gentlemen sich veranlaßt gefunden hat, eine Parthie Schach zu proponiren, was so viel heißt als zu verlieren. Und was mag der Grund sein, daß diese beiden Drahtzieher, die von den Uebrigen im untern Stockwerke die Respektablen genannt werden, so düster, so nachdenkend sind? Es ist kein anderer Grund vorhanden, als der, daß der Lange bereits seit einer Stunde oben ist und bei seinem Kommen ein Gesicht gemacht hat, das nichts Gutes versprach. Es ist immer die alte Geschichte, wenn der Meister schlechter Laune ist, werden die Lehrjungen gewiß nicht leer dabei ausgehen.

Um nun zu erfahren, ob der „Graf“ und der würdige Schachspieler recht gesehen haben, dürfte es nothwendig sein, daß wir uns eine Treppe höher begeben, wo wir den Marquis mit seinem Freunde Rochuard im tiefen Gespräche begriffen finden werden. —

Beide sehen allerdings sehr ernst aus, Rochuard noch mehr als der Lange. —

„Die Erscheinung der Frau Thomar war allerdings ein Strich durch die Rechnung," sagte Dieser, „und zwar ein solcher, der mir im ersten Augenblicke dieselbe völlig zu saldiren schien; aber die Sache gewann bald ein anderes Ansehen." —

„Wie so?" fragte düster Rochuard.

„Ich erkannte, daß das Beste sei, das Ganze nicht als eine Ueberraschung, sondern als mein Werk darzustellen. Ich kehrte also in's Zimmer zurück und fragte den Franzosen: „Nun, sind Sie zufrieden?" und Mad. Thomar: „Nun, hatte ich nicht Recht, wenn ich sagte, Sie sollten mir vertrauen, ich würde Sie wieder mit Ihrem Gemahle aussöhnen?" — Beide blickten mich bei diesen Worten mit sprachlosem Erstaunen an, namentlich Mad. Thomar. Sodann galt es vor Allem Herrn v. Crezy zu überzeugen, daß er ohne alle Scheu seine Frau wieder zu sich nehmen könne. Ich entwarf ein so vortheilhaftes Bild von ihr, von ihrem Leben, ihrem Wirken in London, ich sagte ihm, wie ich mit ihr bekannt geworden, wie ihr stilles, bescheidenes und dem Anscheine nach sehr unglückliches Wesen meine Theilnahme erweckt hätte, wie ich in sie gedrungen, mir zu vertrauen, wie sie endlich mir die Qualen ihres Herzens mitgetheilt, wie ich darauf

sie aufgefordert hätte, nur meinen Rathschlägen zu folgen, daß dann Alles gut werden würde und wie ich endlich an dem Abend, als er mir vorgestellt worden, kaum daß ich seinen Namen gehört, auch schon einen Plan entworfen hätte, dessen Ausführung mir, wie ich mit Stolz und Freude jetzt sagen könnte, so glänzend gelungen wäre. „Solche Momente gewähren mir die einzige Befriedigung in meinem Leben,“ rief ich am Schlusse meiner Rede aus, „solche Momente machen mich glücklich!“ —

„Und was war die Folge dieser glänzenden Rede?“ fragte Rochuard, traurig lächelnd.

„Daß er mir um den Hals fiel und zu mir sagte: „Man hat mir nicht zu viel von Ihnen gesagt, Sie sind ein edler Mann!“ —

„Das ist Alles sehr schön,“ meinte Rochuard, „aber wir brauchen Geld, lieber Freund!“ —

„Nun, ich denke, wir haben eben jetzt einen sehr guten Banquier gefunden!“ rief der Marquis aus, „und wenn es nicht Herr v. Crezy ist,“ fügte er lächelnd hinzu, „so wird es für alle Zeiten seine Frau sein.“ —

„Ist diese denn jetzt wieder mit ihm zusammen?“ fragte Rochuard.

„Nein, sie ist vorläufig noch in ihrer alten Wohnung. Er will erst seine Tochter, die augenblicklich mit Mad.

Thompson lebt, auf sie vorbereiten. Uebrigens," fuhr der Marquis fort, „besitze ich jetzt sein vollständiges Vertrauen, ich gelte in seinen Augen als ein Original, als einer jener Engländer, die zwar verrückt sind, aber deren Spleen das Glück Anderer ausmacht." —

„Das ist ja immer so," meinte der Bucklige in demselben traurigen Tone, wie vorhin. „Die Krankheit des Einzelnen macht die Gesammtheit gesund." —

Der Lange sah auf ihn mit einem Blicke, der mehr wirkliche Theilnahme verrieth, als seine Augen sowohl, als auch sein ganzes Wesen sonst offenbarten. „Mein lieber Rochuard," sagte er, „Du scheinst wirklich sehr zu leiden." —

„Und hätte ich etwa keine Ursache?" fragte der Bucklige. „Und auch Du, hast Du keine Ursache, die Sache ernst zu nehmen?" —

„Du meinst den Fall mit Leon und Paquita?" —

„Allerdings, das geht nicht bloß mich, das geht uns Alle an!" rief Rochuard aus. „Du scheinst noch nicht erkannt zu haben, um was es sich handelt. Durch die Liebe Paquita's hat Leon eine solche Macht nicht bloß über eines der einflußreichsten Mitglieder unserer Association, sondern über uns Alle gewonnen, daß es nicht mehr heißen wird: es geschieht, was wir wollen, sondern was er will." —

„Nun, nun," meinte lächelnd der Marquis, „Du übertreibst, wie alle Verliebte." —

„Nein, Heinrich, mein Gefühl spricht in diesem Augenblicke nicht, sondern nur mein Verstand. Du kennst zwar Paquita, aber Du kennst sie nicht so, wie ich. Das Mädchen wäre zu Allem fähig, wenn man ihr die Wahl ihres Herzens streitig machen wollte." —

Der Marquis antwortete nichts; es war augenscheinlich, daß die Bemerkungen seines Freundes Eindruck auf ihn machten. „Hatte ich nun nicht Recht," begann er nach einer Pause, wenn ich darauf drang, das Mädchen so rasch wie möglich an den Herzog zu verheirathen?" —

„Das wäre ihrer Liebe zu Leon kein Hinderniß gewesen," versetzte kopfschüttelnd der Kleine. —

„Aber wir hätten dann doch den Herzog gehabt, während wir jetzt nichts haben!" rief der Marquis verstimmt aus. —

Diesem Ausrufe folgte von beiden Seiten ein längeres Schweigen. Der Lange ging auf und ab. Der Kleine machte sich womöglich noch kleiner, als er war, indem er sich zusammen kauerte.

„Aber," rief der Marquis nach einer Weile aus, „wenn die Beiden nicht getrennt werden können, so laß sie doch zusammen leben!" —

„Und wer steht Dir dafür, daß heute oder morgen das Mädchen zu ihrem Geliebten sagt: „ich bin reich und unabhängig, komm, laß uns wo anders leben!“ Das ist noch nicht Alles, wer weiß, ob sie nicht von jetzt an für uns zu — tugendhaft sein wird? Romantische Naturen erleiden oft so wunderliche Metamórphosen! — Und angenommen,“ fuhr er fort, „wir sind trotz Allem des Mädchens sicher, wer steht Dir für Herrn Leon? Kennst Du ihn?“ —

„Allerdings,“ entgegnete trocken der Marquis, „ich kenne ihn so genau, daß ich ihn jeden Augenblick den französischen und auch englischen Gerichten überliefern kann.“ —

„Erzähle mir doch seine Geschichte,“ sagte Rochuard, „vielleicht läßt sich daraus Etwas entnehmen, was uns den Riß zu einem Plane liefern kann.“ —

„Seine Geschichte ist sehr einfach,“ entgegnete Rainswood, „er ist der Sohn der bekannten Tänzerin Treignard, die vor einigen zwanzig Jahren ganz Europa in Staunen setzte, nicht bloß durch ihre Beine, sondern auch durch ihre Extravaganzen. Ich weiß nicht, ob Du sie gekannt hast?“ — Rochuard nickte mit dem Kopfe. — „Nun, dann wirst Du wissen,“ fuhr Rainswood fort, „daß sie zu jenen Frauen gehörte, die von sich sagen können, sie haben den reichsten Beitrag zur chronique

scandaleuse Europa's geliefert. Ihr Name ist in die Sittengeschichte fast aller bekannten Länder verwebt. Trotzdem nun daß ihre verschiedenen Ehen mit Kindern reichlich gesegnet waren, hatte sie doch nur einen Sohn und dieser Sohn war unser Leon. Daß dieser Junge ihr Lieblingskind war versteht sich von selbst und Du weißt, was ein Lieblingskind einer Tänzerin und noch dazu einer solchen Tänzerin sagen will. Dem Jungen wurde eine prinzliche Erziehung gegeben, so daß er, kaum 16 Jahre alt, nicht bloß das Vermögen der Mutter bedeutend alterirt hatte, sondern daß auch in ihm alle Anlagen entwickelt wurden, dasselbe in kurzer Zeit ganz verschwinden zu machen. Dies geschah denn auch wirklich mit einem bewundernswerthen Talente. Die Mutter mußte noch in ihren alten Tagen tanzen, damit der Junge seine Stellung in der Welt behaupten konnte. Aber die Beine, wie auch die Besitzerin derselben hatten ihre Anziehungskraft verloren, die übrigen Hülfsquellen, die sonst einer Tänzerin zu Gebote stehen, waren ebenfalls erschöpft, es folgte die Misère und bald darauf der Tod. Jetzt stand der Junge auf eigenen Füßen. Was dies in Paris mit 18 Jahren und einer Vergangenheit, in welcher die **parties fines** die Hauptrollen gespielt haben, sagen will, wird Dir bekannt sein. Unser Leon gehörte im achtzehnten Jahre zu den jungen

Greisen, d. h. zu jener Sorte von Menschen, die einen wesentlichen Bestandtheil der Gesellschaft unter Louis Philipp ausmachte. Aber 1848 war vorüber und die jeunes vieillards der vierziger Jahre, die damals so viele ehrenvolle Existenzmittel fanden, können unter dem gegenwärtigen Regime höchstens noch Polizeisergeanten werden, oder auch — Drahtzieher. Leon fand das letztere mehr mit seiner Erziehung und seiner Stellung vereinbar. Aber trotz seines Talentes, trotz seiner Erfahrung, und ein jeune vieillard hat deren ziemlich viel, konnte er es doch nicht verhindern, daß er sich bei einer Parthie Bouillotte in seine Karten sehen ließ. Unter gewissen Umständen hat das sein Unangenehmes, weil die Gesetze des Landes so etwas im Nothfalle mit Galeeren bestrafen können. Die Geschichte wurde zwar unterdrückt, aber meinem lieben Leon blieben in Folge dessen die Salons verschlossen. Jetzt kam für ihn die Periode der Namensänderungen. Aber schon das erste Geschäft, das er unter fremdem Namen machte, fiel unglücklich aus. Und so traf es sich, daß eines schönen Morgens in den Blättern von einem gewissen Gassapin die Rede war, der die Haupttriebfeder in der scandalösen Geschichte der Ritter vom Kreuze gewesen und leider flüchtig geworden sei. —

„Der Ritter vom Kreuze?“ fragte Rochuard.

„Dies war der Spottname, den man den Betheiligten gab, weil es sich in der Affaire hauptsächlich um ein Kreuz handelte.“ —

„Ein Kreuz?“ wiederholte Rochuard gespannt.

„Allerdings,“ entgegnete lächelnd der Marquis, „das Kreuz hat auch hier seine Eigenschaft bewährt. Die Sache ist so. Unser Leon war Mitglied jener ehrenwerthen Gesellschaft, die Dir unter dem Namen Societé des lettres d'amour bekannt sein wird. Da er alle nöthigen Eigenschaften besaß, um junge angesehene Frauen zu fesseln und zum Schreiben von Liebesbriefen zu verleiten, die später gegen enorme Summen verkauft wurden, so hatte die Direktion dieser Gesellschaft Recht, wenn sie ihn die Perle ihrer Gesellschaft nannte. Aber das Unglück wollte, daß Leon wohl seine eigene Perle, aber nicht mehr die der Gesellschaft sein wollte. Er meinte, wenn ich das alte Sprüchwort bewahrheiten soll, so will ich es mindestens zu meinem eigenen Gunsten thun. Er speculirte demnach nicht mehr auf die Frauen für Andere, sondern für sich selbst. Ehrsame Jungfrauen oder Wittwen mit 30,000 bis 100,000 Fr. Renten wurden von nun an die Sterne, die ihm durch die Nacht seines Lebens leuchten sollten. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er die Bekanntschaft der Tochter eines sehr angesehenen, reichen Kaufmannes in Paris gemacht. Aber

nicht bloß das, er verstand es sogar sich in das Haus einführen zu lassen, die Eltern für sich zu gewinnen, die Tochter wahnsinnig verliebt zu machen, um ihre Hand anzuhalten und dieselbe zugesagt zu bekommen. Man sprach schon von dem Tage der Hochzeit und es handelte sich bloß um ein passendes Brautgeschenk. Der Bräutigam, dessen Geldquellen gänzlich erschöpft waren, um so mehr, da er unklugerweise die Société des lettres d'amour in der letzteren Zeit gänzlich ignorirt hatte, befand sich diesem Geschenke gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Er sah ein, daß dieses Angebinde des Standes und der Stellung würdig sein mußte, die er in den Augen seiner zukünftigen Schwiegereltern einnahm. Er fühlte, daß dieses Geschenk der Taxator seiner Vermögensverhältnisse werden würde. Was war zu thun? Er beschloß Folgendes. Wie alle Kinder der Treignard besaß auch er ein Kreuz —"

„Was sagst Du?" rief Rochuard aus.

Der Lange sah ihn an. „Was geht in Dir vor?" fragte er erstaunt.

In der That, er konnte so fragen; denn der Kleine war wie umgewandelt. In seinen sonst blassen Wangen war eine leichte Röthe getreten, die Augen glänzten, sein ganzes Wesen verrieth die höchste Spannung. —

„Was ist Dir?" fragte der Lange noch einmal.

„Nichts mein Lieber,“ entgegnete Rochuard ruhiger, „erzähle nur weiter. Später wirst Du es schon erfahren.“ —

„Also Leon hatte ein Kreuz,“ begann Rainswood aufs Neue, „so ein Familienkreuz —“

„Wie sah es aus?“ unterbrach Rochuard wiederum, mit dem sichtbaren Bemühen, ruhig zu erscheinen.

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ entgegnete sein Freund, „nur so viel weiß ich, es war von schwarzem Ebenholz mit einer Diamanteinfassung und zeichnete sich eben durch letztere von den Kreuzen der übrigen Sprößlinge des Treignard'schen Namens aus, die, wie man sagt, keine solche Bekleidung haben sollen.“ —

Bei diesen Worten leuchtete eine unheimliche Freude in den Augen Rochuards und sein Mund verzog sich leise zu einem beißenden Spotte. Aber Alles dies ging so rasch vorüber, daß es dem Erzähler unbemerkt blieb. Dieser fuhr fort: „Das Kreuz sollte also unserm Leon die Braut erobern. Du wirst nun mit Recht fragen, wie ein jeune vieillard so lange ein Familienstück heilig halten konnte, das noch dazu mit Diamanten eingefaßt war? Aber die Diamanten waren auch schon längst den Weg alles Fleisches gegangen und nur das Kreuz war geblieben. Dieses letztere konnte er unmöglich als ein passendes Angebinde betrachten, um so mehr, als er

die Hochzeit noch nicht hinter sich hatte. Was that er? Als echtes Kind der Zeit benutzte er die Fortschritte, die jene namentlich in industrieller Hinsicht gemacht hat. Die Kunst, die heut' zu Tage, trotzdem daß sie zurückgegangen sein soll, so großartige Metamorphosen hervorzurufen weiß, wußte auch aus gewöhnlichem Glase Diamanten zu machen und das Kreuz erschien in seinem alten Glanze. Sodann wurde ein Stammbaum angefertigt, mit allen nöthigen Siegeln daran, so täuschend, so voll natürlichen Staubes und natürlicher Ehrwürdigkeit, daß es gewiß manchem Kenner, wenn auch weniger einem Laien, imponirt haben würde. Das Kreuz, wie sich von selbst verstand, bekam die Tochter und den Stammbaum der Schwiegerpapa in spe. Bis soweit ging Alles gut. Aber das Unglück wollte, daß die früheren Prinzipale unseres Leon in großer Geldverlegenheit waren und ein Recht zu haben glaubten, die Dienste des Jünglings zu beanspruchen. Und hier verließ ihn seine Geschicklichkeit. Statt diese Leute ebenfalls zu düpiren, trat er ihnen trotzig gegenüber. Was geschah? Der Schwiegerpapa in spe bekam eines schönen Morgens einen anonymen Brief, in welchem ihm angezeigt wurde, daß er im Begriff stehe, seine Tochter mit dem Sohne der bekannten Treignard zu verehelichen. Zugleich wurde eine kurze Skizze seiner bisherigen Erlebnisse mit-

getheilt. — Das Erste, was der zukünftige Schwiegervater bei Empfang dieses Briefes that, war, daß er das diamantene Kreuz taxiren ließ. Kaum hatte sich dies als ein Schwindel ergeben, so nahm der Herr Kaufmann auch gar keinen Anstand, unsern Leon, der, nichts ahnend, sich wie gewöhnlich zum Diner eingestellt hatte, arretiren zu lassen. Die Mutter schrie, die Tochter schrie, Alles schrie, aber leider umsonst, die falschen Diamanten hatten den ehrbaren Kaufmann wüthend gemacht. Unser Leon befand sich also, statt in den Armen der Liebe in denen der Polizei, die bekanntlich nicht zu den allerweichsten gehören. Trotzdem hätte man dem Kleinen nicht viel anhaben können, wenn nicht die Societé des lettres d'amour in Folge der dem Kaufmanne gemachten Enthüllungen Gegenstand der väterlichen Fürsorge der Polizei geworden wäre. Unser Leon war nahe daran, einige Jahre für Rechnung der Regierung an einen bekannten Seeort geschickt zu werden, als er in Folge eines vertraulichen Briefes, den er an den Herrn Kaufmann schrieb und in welchem von näheren Banden, die ihn bereits an seine Familie knüpften, die Rede war, Gelegenheit fand, zu entkommen, eine Gelegenheit, die jenem Herrn gewiß einige Tausend Francs gekostet haben wird." —

Der Marquis hielt einen Augenblick inne. „Das

ist die Geschichte unseres Grafen Leon, lieber Rochuard," sagte er dann, „Du siehst, sie ist trotzdem, daß sie erst als ein erstes Kapitel betrachtet werden kann, doch schon interessant genug, um auf den ferneren Verlauf gespannt zu machen." —

„Allerdings," entgegnete der Bucklige sinnend, „sehr gespannt." —

Es entstand eine Pause. Rochuard schien ganz in Gedanken versunken. Der Lange ging wieder auf und ab. „Was meinst Du also?" fragte er etwas ungeduldig.

Der Kleine sah auf. „Ich denke," sagte er langsam, „diese Geschichte mit dem Kreuze kann unsere Zwecke fördern. Das Kreuz mag sich wohl noch in den Händen der Polizei befinden?" fragte er dann, wie es schien gleichgültig, aber innerlich sehr bewegt.

„Was kann uns das nützen!" rief Rainswood beinahe unwillig aus, „meiner Ansicht nach giebt es nur einen Weg den Burschen von Paquita zu trennen und ganz von uns abhängig zu machen." —

„Und der wäre?"

„Man muß das Mädchen eifersüchtig machen, man muß sie von der Untreue ihres Geliebten überzeugen."

Rochuard wiegte langsam mit dem Kopfe hin und her. „Der Gedanke ist richtig," sagte er, „Paquita

würde nach einem solchen Schlage das ganze Geschlecht hassen und uns doppelt nützlich sein können. Aber wie sie überzeugen, mein Lieber?" fragte er lächelnd.

„Man muß den Leon verheirathen!" rief Rainswood aus.

„An wen?" —

„An die Tochter des Herrn v. Crezy!"

Der Kleine sah ihn mit großen Augen an. „Wahrlich, Heinrich," rief er aus, „Deine Ideen sind großartig. Leon als Schwiegersohn des Herrn v. Crezy, Paquita als Herzogin von *. — führe es aus und wir sind es, die fast das ganze Land regieren!" —

Der Marquis blieb einen Augenblick stehen und zuckte verächtlich die Achseln. „Wahrlich," sagte er, „als wenn wir es dem Prinzipe nach nicht schon längst thäten! Ich dächte, England hätte der Drahtzieher genug und was die commerziellen, die gesellschaftlichen Verhältnisse anbetrifft, bestätigen sie mehr als in irgend einem Lande der Welt den Satz, den auch wir für den unsrigen anerkennen: Was wir scheinen, das sind wir!" —

Rochuard hatte von dieser Epistel weniger oder nichts gehört, seine Gedanken schweiften wo anders, und als der Marquis geendet, hatte er demnach auch keine andere Antwort, als: „Führe es aus, mein Lieber, führe es aus!"

„Das Erste, was geschehen muß, sagte der Marquis in einem fast befehlenden Tone, „ist, daß wir Leon auf's Land zu den Thompson's schicken.“ —

„Wird er sich schicken lassen?“ fragte der Kleine.

„Das sei meine Sorge,“ entgegnete Rainswood, „es ist Deine Aufgabe, Paquita für einige Tage zu beruhigen. Sodann —“

Aber der Chef konnte seine Befehle nicht vollenden, denn es trat plötzlich ein Mann herein, den Keiner von ihnen so bald erwartet hatte und der dem ganzen Plane eine andere Wendung gab. Dieser Mann war kein anderer, als Dundee. —

„Wo kommen Sie her?“ riefen Beide beim Erblicken dieses Mannes.

„Direct vom Holländer,“ sagte der Engländer in einem etwas erschöpften Tone, indem er sich auf einem Sessel niederließ. —

„Was ist geschehen?“ fragte Rainswood rascher, als gewöhnlich.

„Nichts Gutes,“ entgegnete der phlegmatische Insulaner nach einem der zinnernen Krüge greifend, die auf dem Tische standen und einen tüchtigen Schluck daraus nehmend.

„Haben Sie nicht den Murillo bekommen, guter Dundee?“ fragte spöttelnd der Kleine.

„Es handelt sich nicht um das,“ versetzte der Engländer, „wahrlich, es blieb mir keine Zeit, an einen Bilderkauf zu denken!“

„Wollen Sie Sich erklären, mein Herr?“ fragte der Marquis in einem Tone, der keine Verzögerung im Antworten mehr zuließ.

„Ich bin unserer Uebereinkunft gemäß,“ begann Dundee, „sofort nach der Besitzung des Herrn v. Crezy gefahren, wo ich Alles in bester Ordnung fand. Der Franzose hat nicht geschrieben und sein Geschäftsführer spricht von nichts Anderem, als den Maschinen, die sein Herr von England herüberschicken will.“ —

„Weiter, weiter, wir wissen das schon!“ unterbrach ungeduldig der Lange.

„Sodann ging ich zu unserm Holländer. Dieser schien nicht wenig überrascht zu sein, einen Collegen bei sich zu sehen und noch dazu einen, der so wenig Anstand nahm, einen Brief, der vor ihm auf dem Pulte lag und den er ängstlich auf die Seite zu schaffen suchte, mir nichts, dir nichts in die Hand zu nehmen und zu lesen.“ —

„Der Brief war vom Grafen Leon?“ fragte hastig Rainswood. —

„Allerdings, von dem echten Grafen Leon,“ entgegnete gelassen Dundee.

„Er meldet seine baldige Ankunft, nicht wahr?" fragte der Kleine.

„Gewiß thut er das," versetzte der Engländer mit seinem gewöhnlichen Phlegma.

„Nun, dann bleiben uns noch immer vierzehn Tage!" rief Rochuard aus.

„Daß ich nicht wüßte," bemerkte Dundee. „Von Liverpool nach London fährt man heut' zu Tage in sechs Stunden." —

„Was, er ist in Liverpool?" schrien Rochuard und Rainswood zugleich.

„Und wahrscheinlich seit gestern in London," versetzte der Engländer, indem er eine Cigarre hervorholte und sie anzündete. —

Diesmal war die Reihe an dem Kleinen, aufzuspringen und überrascht zu sein. „Unmöglich," rief er, „unmöglich!" —

Der Engländer zuckte mit den Achseln und der Marquis blickte düster vor sich hin. —

Es trat ein fast ängstliches Schweigen ein. Der Engländer dampfte gemächlich den Rauch seiner Cigarren vor sich hin, der Kleine faßte sich mehrmals an seine Stirn und war bald in dieser, bald in jener Ecke des Zimmers. Nur der Marquis stand noch immer auf demselben Flecke, wo er die Nachricht zuerst gehört hatte.

Die Arme verschränkt, den Blick zur Erde gerichtet, unbeweglich, ohne auch nur die leiseste Zuckung zu verrathen, glich er weit mehr einer Statue als einem lebenden Wesen. Aber plötzlich regte es sich in ihm, der Kopf erhob sich und die Augen glitten über das Zimmer und dessen beiden Insassen, die schon lange mit gespannter Erwartung auf ihn geblickt hatten.

„Wo ist Oberthal?" fragte leise der Marquis.

„Ich habe ihn seit unserer letzten Zusammenkunft nicht gesehen," versetzte der Kleine.

„Ich auch nicht," bemerkte lakonisch der Engländer.

Der Bucklige lächelte, aber der Lange schritt sehr ernst zur Schelle und zog sie heftig. Gleich darauf erschien die graziöse Gestalt des „Grafen".

„Wo ist Herr Oberthal?" fragte der Marquis gebieterisch.

„Ich habe ihn heute noch nicht gesehen," meinte stotternd der Wirth.

„Er muß herbeigeschafft werden."

„Sehr wohl," versetzte der Herr Graf, indem er Miene machte, das Zimmer zu verlassen.

„Noch Eins," rief ihm der Lange nach, „wer ist unten?" —

„Der Gelehrte, die polnische Katze, der gelbe Paletot und der blonde Heinrich," entgegnete der „Graf"

in einem so ernsthaft geschäftlichen Tone, der jeden Fremden des Contrastes halber hätte zum Lachen zwingen müssen.

„Es ist gut," sagte der Marquis. Der „Graf" schwebte auf dieselbe Weise von dannen, wie er gekommen war.

Es entstand wiederum eine Pause, die diesmal von Rochuard zuerst unterbrochen wurde.

„Glauben Sie, Dundee," fragte er, „daß das Ganze von dem Holländer ausgegangen ist?"

„Ohne Zweifel," versetzte der Engländer.

„Aber welches Motiv kann er haben," fügte der Kleine hinzu, indem er auf den Marquis blickte.

„Die Furcht, mein Lieber, die Furcht," versetzte Dieser, indem er auf und ab ging.

„Und deßhalb reizt er Dich?" —

„Er glaubt, mich auf diese Weise am besten stürzen zu können. Aber —"

Der Marquis vollendete mit einem Lächeln, das frösteln machen konnte. —

„Weiß er, daß man seinen Herrn hier bereits substituirt hat?" fragte Rochuard weiter.

Dundee zuckte verächtlich die Achseln. „Er weiß mehr über den Stand unserer Angelegenheiten, als wir selber," sagte er.

Der Lange blickte auf ihn. „Was ist Ihre Meinung, Dundee?“ fragte er mit einer besonderen Betonung.

„Ich denke,“ entgegnete Dieser, „daß uns der Holländer noch etwas zu schaffen machen wird.“ —

„Was für ein Mann ist der wirkliche Graf Leon?“ fragte Rochuard.

„Er war ein Springinsfeld,“ meinte der Marquis.

„Und ist jetzt Yankee geworden,“ fügte Dundee mit Nachdruck hinzu. —

„Haben Sie dem Holländer nichts hinterlassen?“ fragte der Lange in seinem früheren Tone. —

„Doch, doch. Ich sagte ihm, wenn er seinen Herrn nicht auf der Stelle zu sich beorderte, würde er über kurz oder lang einen gewissen Dundee kennen lernen.“

„Ich hoffe, daß er dieser Drohung nicht willfahren werde!“ rief der Marquis aus, eine Aeußerung, die seine beiden Zuhörer nicht wenig in Erstaunen setzte.

„Es wäre viel besser,“ fuhr der Lange fort, „der Holländer schriebe seinem Grafen, Dieser versäume durchaus nichts und könne sich London so lange wie möglich ansehen.“ —

Waren der Franzose und der Engländer noch nicht überrascht, so wurden sie es durch diesen Ausspruch gewiß. Dundee zuckte die Achseln, als wollte er sagen:

„Verrückt!“ und auch Rochuard glaubte an einen momentanen Irrsinn seines Freundes. —

Dieser ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr also fort: „Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß jede gewaltsame Maßregel einem Manne gegenüber, wie Graf Leon, schwierig und in den meisten Fällen unheilvoll ist. Ueberdies hieße das gegen ein wesentliches Gesetz unserer Association verstoßen. Ist dieser Graf Leon wirklich Yankee geworden, so ist er auch Querelleur und vor allen Dingen sehr mißtrauisch. Schreibt ihm nun sein Intendant, er solle nicht kommen, so wird er ganz gewiß viel eher geneigt sein, das Gegentheil zu thun. Finden sich nun hier geschickte Personen, die sich bei diesem französischen Amerikaner zu insinuiren und ihm begreiflich zu machen wissen, daß es im Interesse seines Intendanten liege, ihn so lange wie möglich von seinen Besitzthümern entfernt zu halten, so wird er dem Bedürfnisse, sich mit eigenen Augen von dem Stande seiner Angelegenheiten zu überzeugen, alles Andere zum Opfer bringen.“ —

Der Lange schwieg und Rochuard und Dundee sahen sich bedeutungsvoll an, als wollten sie sagen: „er hat wieder Recht!“

„Aber wie steht es mit Herrn v. Crezy,“ fragte

Rochuard, „der darf doch auf keinen Fall zwei Grafen Leon kennen lernen?" —

„Dafür ist schon gesorgt," entgegnete der Marquis, indem Herr v. Crezy bereits auf dem Lande bei seiner Tochter ist, und damit der wirkliche Graf Leon der Mühe überhoben werde, in dem falschen sein ehemaliges Ebenbild zu entdecken, ist es am besten, man schickt diesen ebenfalls auf's Land." —

An einem Leon dürften wir auch vor der Hand genug haben," meinte lächelnd der Bucklige.

„Und wer soll den andern ausfindig machen?" fragte Dundee.

„Das sei meine Sorge, mein lieber Dundee," erwiederte der Marquis. Ich denke, an Kundschaftern hat es uns bis jetzt noch nicht gefehlt. Dort kommt z. B. ein Heißersehnter." —

Zwar war noch Niemand zu sehen, aber daß Jemand kam, war an dem starken Violet-Parfüm unverkennbar, der sich plötzlich im Zimmer verbreitete.

„Das ist Oberthal!" sagte lächelnd der Kleine.

„Still, meine Herren!" rief der Marquis.

Es war wirklich der elegante Oberthal, der in das Zimmer trat.

„Guten Abend, meine Herren!" sagte er fast leise, einen schüchternen Blick über die Anwesenden gleiten lassend.

„Guten Abend, Herr Baron!“ entgegnete der Marquis.

„Herr Baron! O weh!“ dachte der jüdische Drahtzieher, „der Baron bedeutet nichts Gutes.“

„Sie lassen ja heute sehr lange auf Sich warten,“ fuhr der Lange fort, „Sie haben uns gewiß wichtige Mittheilungen zu machen.“ —

„Allerdings,“ entgegnete Oberthal, ohne die Augen aufzuschlagen, die unverweilt an dem Knopfe seines Spazierstöckchens hingen.

„Nun?“ fragten die Anwesenden gespannt.

„Die Thompson's,“ fuhr Oberthal in der früheren Weise fort, „haben ein großes Haus in Liverpool und ein Filial in London. Das Geschäft wird von dem Sohne geführt, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben.“

„Weiter, weiter,“ sagte ungeduldig der Marquis.

„Die Mutter des Herrn Thompson ist Wittwe und hat einen Landsitz in Upton-Park in Llongh.“

Oberthal hielt inne.

„Nun!“ hieß es von allen Seiten.

„Dies ist Alles, was ich in Erfahrung habe bringen können,“ meinte Jener, indem er plötzlich eine ganz neue Seite an seinem Knopfe bemerkt zu haben schien, denn er erwies ihm womöglich eine noch größere Aufmerksamkeit, als vorhin.

„Und zu dem Ende waren Sie natürlich die ganze Zeit in Liverpool?“ fragte der Marquis langsam mit einer so wolkigen Stirn, die, hätte der Angeredete seine Augen darauf gerichtet, ihm ein sehr böses Unwetter im Anmarsche gezeigt haben würde.

„Ich wäre schon heute früh zurückgekehrt,“ sagte Oberthal, „wenn ich nicht eine Bekanntschaft gemacht hätte, von der ich im Anfange glaubte, sie könnte uns vielleicht Nutzen bringen. Aber ich habe mich überzeugt, es ist nichts.“

„Erklären Sie Sich, Herr Baron,“ sagte der Marquis unwillig.

„In demselben Hôtel, wo ich logirte, war ein Amerikaner abgestiegen, der sehr viel aufgehen ließ und in Folge dessen meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er ist nach England gekommen, wie er sagt, um ein Stück von Europa kennen zu lernen, ehe es an's Sterben geht.“

Der Marquis wechselte mit seinen Freunden einen bedeutungsvollen Blick. Oberthal fuhr fort:

„Wir tranken ein Paar Flaschen Wein zusammen und ich glaubte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ihm eine Parthie Ecarté anzubieten.“

„Er wollte nicht daran, he?“ fragte Dundee.

„Doch, doch,“ entgegnete Oberthal in einem sehr

lamentablen Tone, „aber er spielte besser als ich, er zog mich förmlich aus!“

„Und Sie sind doch ein so geschickter Kartenkünstler,“ meinte lächelnd der Bucklige.

„Dieser Amerikaner muß den Teufel im Leibe haben,“ rief Oberthal aus, er kennt die neuen und die alten Kunststücke, als wenn er nie etwas Anderes getrieben hätte.“ —

Die drei Zuhörer sahen sich wiederum an.

„Also es war nichts zu machen?“ fragte der Lange, dessen Unmuth wie verscheucht zu sein schien, zur großen Zufriedenheit Oberthal's.

„Durchaus nichts,“ entgegnete Dieser, „ich versuchte es auf alle mögliche Weise.“

„Sie haben ihn demnach wohl laufen lassen?“ fragte der Marquis weiter.

„Ich wollte, aber ich konnte ihn nicht los werden. Er meinte, ein Mann, wie ich, müsse einen guten Bärenführer abgeben; ich sollte ihm London zeigen.“ —

„Nun?“ —

„Und ich habe es nicht verhindern können, daß er mit mir hierher gefahren ist.“ —

„Wo ist er abgestiegen?“ —

„Hôtel Dubourg.“ —

„Wie sieht er aus?“

„Noch jung, blond, ziemlich corpulent. Er trägt eine feine Stahlbrille.“

Dundee blickte bei diesen Worten auf den Marquis und nickte ihm zu.

„Wie ist sein Name?“ —

„Mr. Simson,“ antwortete Oberthal, überrascht auf die Anwesenden blickend. „Meine Herren,“ fuhr er lächelnd fort, „ich glaube, Sie täuschen Sich, es ist nichts für uns, ich gebe Ihnen mein Wort.“ —

„Weder der Marquis noch die beiden Andern schenkten dieser Aeußerung irgend eine Aufmerksamkeit. Alle drei waren in Gedanken verloren.

„Was haben Sie mit ihm verabredet?“ fragte Jener auf's Neue.

„Ich sollte ihn in einer Stunde abholen, bin jedoch begreiflicherweise nicht hingegangen,“ entgegnete der Angeredete.

„Und warum nicht?“ fiel rasch der Marquis ein.

„Aber ich versichere Sie,“ sagte Oberthal sehr ernst, es ist nichts mit diesem Menschen, er spielt besser als ich.“ —

„Zum Teufel, was hat das damit zu thun!“ rief der Lange aus, indem er auf den Fußboden stampfte.

Oberthal zitterte bei diesem Ausrufe nicht wenig. Er drehte verlegen sein Stöckchen in der Hand herum,

blickte auf den Boden und benahm sich ganz wie der Schulbube, dem erzürnten Lehrer gegenüber.

Es entstand eine kurze Pause, von der Keiner mit größerem Rechte als unser Oberthal sagen konnte, daß sie unheimlich sei.

„Wann sind Sie angekommen?“ fragte der Marquis wieder, eben nicht den sanftesten Blick auf sein Opfer werfend.

„Vor anderthalb Stunden,“ war die Antwort Oberthal's.

Nun, suchen Sie sofort den Amerikaner auf,“ sagte der Marquis. „Ich erwarte, daß Sie ihn finden werden,“ fügte er gebieterisch hinzu. Suchen Sie ihn auf alle mögliche Weise an Sich zu fesseln. Zeigen Sie ihm, wenn nöthig, etwas Apartes, Sie verstehen mich. Vor allen Dingen trinken Sie ihm fleißig zu, er muß betrunken werden, hören Sie, Oberthal?“

„Ich verstehe,“ entgegnete Dieser lächelnd, „ich habe noch von den Pülverchen in der Tasche.“

„Achten Sie auf jedes Wort, das er zu Ihnen spricht,“ fuhr der Marquis fort, „und gehen Sie nicht eher von ihm —“

Er konnte nicht vollenden; denn in demselben Augenblicke gab die Klingel, welche im Zimmer am Kamine

herunterhing, einen Ton von sich, als wenn sie leise vom untern Stockwerke aus bewegt wurde.

Oberthal wurde bei diesem Geräusche leichenblaß und auch die Uebrigen sahen sich mit so ernsten Gesichtern an, daß man wohl auf die Vermuthung kommen konnte, der Ton der Klingel sei ein bedeutungsvoller.

„Gefahr!" murmelte Oberthal, indem er Miene machte aufzustehen. —

In demselben Augenblicke wurde rasch die Thüre aufgemacht und der „Graf" trat diesmal nichts weniger als graziös, sondern ebenfalls blaß und verwirrt herein.

„Was ist?" fragte der Marquis leise.

„Delective!"*) antwortete der Wirth.

„Wie sieht er aus?" —

„Blond, jung, Brille — nie gesehen!" stotterte der Gefragte weiter.

„Mein Amerikaner!" rief Oberthal lachend aus.

„Er ist Ihnen nachgegangen," flüsterte finster der Lange. „Gehen Sie hinunter," fuhr er, zum Wirthe gewandt, fort, „und suchen Sie zu verhindern, daß er fortgeht, der blonde Heinrich soll sich an ihn machen. In einer Viertelstunde wird Einer von uns verkleidet

---

*) Geheime Polizei.

kommen, die Neugierde des Herrn zu befriedigen. Wo ist der Schlüssel zu dem andern Ausgange?" —

„Hier ist er," sagte der „Graf", indem er sich mit einem Stoßseufzer entfernte. —

Der Lange nahm ihn entgegen. „Daß Keiner von Euch einen dummen Streich macht!" rief er barsch dem Fortschleichenden nach.

Kaum war dies geschehen, so öffnete er eine Tapetenthür, die durch einen dagegen gestellten großen Lehnsessel den Blicken verborgen war.

„Herr Oberthal," sagte er, indem er auf diesen Ausgang wies, „wollen Sie die Güte haben und sich zur Ruhe begeben. Sie werden derselben nach Ihrer anstrengenden Reise gewiß bedürfen!" —

Oberthal wußte nicht wie ihm geschah. Er blickte erst auf den Marquis, dann auf die Uebrigen. Eben war er im Begriff eine Frage an Jenen zu richten, aber der Blick desselben, dem er begegnete, verschloß ihm den Mund. Schweigend nahm er seinen Hut und entfernte sich.

Ueberlassen wir ihn vorläufig seinem Schicksale, die Zurückgebliebenen ihren Betrachtungen und kehren zu unsern Bekannten im untern Stockwerk zurück. —

Die momentane Verwirrung und Stille, welche die Erscheinung des Fremden, den der in dieser Beziehung merkwürdig ausgebildete Instinkt der Herren Drahtzieher

mit Recht zu einem Verdächtigen stempelte, hervorgerufen hatte, war sehr bald dem früheren Lärmen und Durcheinander gewichen, um so mehr, als der Patron solches zu wünschen schien. In der That, unser „Graf“ hatte jede Spur jener Angst, jenes Schreckens verloren, die wir noch kurz vorher an ihm wahrnehmen mußten, er war mehr als heiter und schien an diesem Abend auch nur heitere Gäste um sich dulden zu wollen. Wo er ein finsteres, mürrisches Gesicht fand, hieß es deßhalb auch sofort: „Marsch oder andere Farben ausgehangen!“ und da er diese Aufforderung mit einem Pinte Bier begleitete, für das er merkwürdiger Weise keine Bezahlung verlangte, so wurden denn auch wirklich „andere Farben“ sichtbar und zwar die einer solchen Ausgelassenheit, daß man bald sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte. Jeder der Anwesenden schien wider Willen mehr oder weniger das Opfer einer rosafarbenen Laune zu werden und Jeder schien es als selbstverständlich zu betrachten, sich so zu geberden, als wären die edlen Drahtzieher unter sich und als wären sie durchaus nicht gezwungen, jeden Augenblick in ein fremdes Gesicht zu sehen. —

Und nun, dieses fremde Gesicht, wie sah das in dieses bunte, man kann sagen mit allen möglichen Lappen zusammengeflickte Stück Leben hinein?

Es war dem Anscheine nach ein noch sehr junger Mann, der in diesem Amerikaner steckte und der seiner äußern Erscheinung nach lebhaft an einen jungen, südamerikanischen Pflanzer erinnerte. Er trug einen Nankinrock nebst Weste von demselben Stoffe, ein schwarztuchenes Beinkleid, feine Patent-Schuhe, sehr feine, weiße Wäsche, breite, umgeklappte Vatermörder, ein dünnes, seidenes Halstuch und einen breiträndrigen Strohhut. Der Mann schien im ersten Stadium des Dickwerdens begriffen, sein Körper spiegelte eine angehende Feistheit wieder. Auch sein Gesicht zeigte die Spuren davon. Die ursprünglich scharfen Züge, der fein geschnittene Mund, das dann und wann darauf leuchtende feine Lächeln, Alles das war zwar noch nicht verwischt, aber es mußte allem Anscheine nach früher bedeutend schärfer und interessanter hervorgetreten sein, als jetzt. Was die Augen anbetrifft, so konnte man über deren Farbe und Charakter nicht urtheilen, da eine feine Stahlbrille davor gelegt war; aber ein aufmerksamer Beobachter hätte doch dann und wann einen Seitenblick auffangen können, der ihn zu der Vermuthung führen mußte, daß der Besitzer auf keinen Fall zu den Unschuldigen gehörte. Uebrigens ging dieses letztere schon aus den Antworten hervor, die er einem ihm gegenübersitzenden Individuum gab, das sich sehr angelegen sein ließ, ihm die Zeit zu vertreiben

und welches Individuum kein anderes ist, als der blonde Heinrich.

Der blonde Heinrich gehörte zu jenen Habitués des Gasthauses an der Heerstraße, die dessen Besitzer in die erste Klasse rangirte. Ja, der „Graf“ zählte ihn zu seinen Lieblingen, und wenn er mit seinen übrigen Gästen von einem musterhaften Drahtzieher sprach, so meinte er damit den blonden Heinrich. Worin bestanden nun aber nach Ansicht unseres „Grafen“ die Attribute eines musterhaften Drahtziehers? Vor allen Dingen erkannte er darunter Tournüre oder richtiger graziösen Anstand, wie er es nannte, sodann das Talent der Rede oder besser des Phrasirens und drittens Reellität in Kleinigkeiten. Natürlich kam dieses Letztere für unsern „Grafen“ hauptsächlich dann in Betracht, sobald es sich um das Bezahlen jener Kleinigkeiten handelte, mit denen er selbst sein Geschäftchen machte. — Was nun die Tournüre des blonden Heinrich betrifft, so machte sie dem Geschmacke seines Beschützers eben nicht viel Ehre, denn sie sowohl, als auch die geforderte Gabe der Rede, die allerdings bei diesem jungen Blondin mehr als zu viel vorhanden war, constatirten nichts weiter als einen wohlconditionirten Commis voyageur, wie er vor zehn bis funfzehn Jahren noch en vogue war, und jetzt zum Glück nur noch in einzelnen Exemplaren die Eisenbahn-

wagen, Dampfschiffe und tables d'hôte unsicher macht. In der That, der blonde Heinrich war seinem ganzen Habitus, seinem Wissen und seinen Worten nach ein echter Commis voyageur. Man wird fragen, wie kommt der unter die Drahtzieher? Auf dieselbe Weise, wie so viele seiner Collegen, durch die Revolution. Im Jahre 1848 ließen bekanntlich nur noch die Regierungen reisen, und zwar ihre Truppen, und da ein Commis voyageur seiner Natur nach nicht ohne Reisen sein kann, so wurde statt auf Caffee, Wichse, Cigarren und Wein auf die Revolution gereist. Unser blonde Heinrich war auch in Baden, brachte es auch bis zum Major oder Obrist-Lieutenant oder General, erkannte auch mit einem Male, daß in ihm der größte Taktiker, ein immenses, militairisches Talent verborgen lag, ging auch mit in die Schweiz und mußte dort auch Hunger leiden und wurde endlich auch ausgewiesen. Wohin? Nach England; das kaufmännische England wird des blonden Heinrich nicht entbehren können. Aber wenn es schon schwer ist, in diesem England überhaupt eine Beschäftigung zu erhalten, so muß die kaufmännische Welt in dieser Beziehung wie mit einer Mauer umschlossen erscheinen. Unser Heinrich erfuhr in London sehr bald, daß man hier ganz andere Ansprüche an einen Kaufmann stellt, als in Deutschland an einen Commis voyageur, und

daß die Misère in London mehr bedeuten wolle, als die in der Schweiz. Wozu noch eine alte, bekannte Geschichte wiederholen? Genug, die Misère machte auch unsern Heinrich zum Drahtzieher, wie sie alle Die mehr oder weniger dazu macht, die nicht Stärke, Geduld und Ausdauer genug haben, um auch im Unglücke Charakter zu bewahren. —

„Wie ich Ihnen sage, mein Lieber," hören wir den Blonden schreien, „der Revolution fehlten die rechten Männer!" —

„Aber Sie waren doch dabei," erwiederte der Fremde mit dem echten Yankee-Accente, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. —

Die Umstehenden lachten. „Bravo!" schrie der Neugrieche.

„Allerdings," bemerkte der Revolutionair, nicht im Mindesten aus der Fassung gebracht, „allerdings, ich war dabei, und ich kann sagen, durch meine Bemühungen ist Manches besser gegangen. Aber was kann der Einzelne, wenn er noch dazu am unrechten Platze ist!" —

Der Amerikaner schmunzelte, nahm einen tüchtigen Schluck aus dem vor ihm stehenden Brandy und Water, schnalzte mit der Zunge und sagte dann, ebenso ruhig wie vorhin: „Welchen Platz hatten Sie in der Revolution?" —

„Ich war Adjutant des Generals en Chef," erwiederte der blonde Heinrich, fast flüsternd, mit halb niedergeschlagenen Augen.

„Aber neulich sagten Sie, Sie wären Obrist im Siegel'schen Corps gewesen," schrie einer der Umstehenden.

„Gewiß," versetzte Heinrich, einen kühnen Blick auf den Unberufenen werfend, „erst Adjutant, dann Oberst-Lieutenant. Uebrigens hing es nur an einem Haare und ich hätte Siegel's Platz bekommen." —

„Dann wär es uns Anderen ein Stündchen schlecht gegangen, nicht wahr, alter Schwede?" schrie der jugendliche Berliner Gelehrte, dem Revolutionair auf die Schulter klopfend.

„Zumal, wenn sie von Ihrer Sorte gewesen wären," erwiederte Dieser.

„Sie beweisen auch hiermit Ihre Ihnen angeborne Vorliebe für die Sorten, mein Lieber," versetzte lachend der Jüngling.

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" schrie der Blonde, indem er aufsprang und den Gelehrten mit einem herausfordernden Blicke maß.

„Nichts, was Ihrer militairischen Natur zuwider wäre," entgegnete der Angeredete mit dem echten Berliner Witztone.

Die Uebrigen lachten bei dieser Bemerkung laut auf.

„Herr, wenn ich nicht bedächte, daß Sie noch ein Kind sind!“ — schrie unser Commis voyageur.

„Und was der Verstand der Weisen nicht sieht,
Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“

unterbrach der Gelehrte, wie vorhin.

Diese so ruhig und lächelnd hervorgebrachte Persiflage war nichts weniger als geeignet, den blonden Heinrich zu besänftigen. Im Gegentheil, je gelassener der Andere, desto heftiger wurde er, und wie derartige Menschen immer, sobald sie einem geistig überlegenen Gegner nichts mehr entgegen stellen können, zur Anwendung physischer Kraft ihre Zuflucht nehmen, so wollte auch der Held aus Baden den jugendlichen Berliner in gleicher Weise von seinem Rechte überzeugen. Schon war die Rechte erhoben, um den Machtspruch zu vollziehen, schon schwirrte sie durch die Luft, als sie sich plötzlich durch eine solche Gewalt zurückgezogen fühlte, daß dem armen Heinrich zu Muthe wurde als stände der Teufel hinter ihm und triebe sein Spiel mit ihm. Und doch war es kein Anderer als der Amerikaner, der den Streich abgewehrt und den blonden Heinrich jetzt mit einer wahren Yankee-Ruhe anlächelte. —

„Ei, ei, Herr Obrist-Lieutenant, sagte er „zum Teufel, Sie vergessen, daß Sie nicht in Baden sind.“

Unser Heinrich schien sich von dem Schreck dieser Ueberraschung gar nicht erholen zu können, denn er sah dermaßen verblüfft auf den Amerikaner, daß Dieser sowohl, als auch die Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrechen mußten. Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß einige der Letzteren in Folge der von dem Fremden kundgegebenen Kraftäußerung nicht umhin konnten, Demselben ihre ganze Hochachtung zu bezeigen. Jeder suchte in seine Nähe zu kommen und ein Stück von seiner Conversation zu erhaschen, man trank und lachte ihm zu wie einem alten Collegen und ehe er sich's versah, war er der Held des Gasthauses an der Heerstraße. Wir müssen übrigens gestehen, daß er sich dieses ihm verliehenen Charakters durchaus würdig zeigte. Er trank wie ein echter Drahtzieher, hatte für Jeden eine passende Antwort, lachte und schäkerte entsetzlich viel und wußte dennoch die Augen immer offen zu halten und dahin zu richten, wo es etwas zu sehen gab. Letzteres entging natürlich der Mehrzahl der Anwesenden, nur der „Graf" und „die polnische Katze", die wie immer am Schachbrette beschäftigt war, sahen sich bedeutungsvoll an, wenn sie einen der kundschaftenden Blicke aufgefangen hatten.

Aber so groß auch die Aufmerksamkeit war, die der Amerikaner für sich in Anspruch nahm, so mußte sie

dennoch einen empfindlichen Stoß erleiden, und zwar durch das Hereintreten eines Mannes, der seiner Kleidung nach nichts Anderes als ein Geistlicher sein konnte. Derselbe trat zwar schüchtern ein, an der Hand einen Knaben von ungefähr acht Jahren führend; aber kaum war das glatte, weiße Gesicht, die weiße Cravatte, der enganschließende Rock, der die Kniee bedeckte, schwarzseidene Hosen, die Strümpfe von gleichem Stoffe nebst Schuhen mit schwarzen Schnallen darauf, den Herren Drahtziehern vor die Augen getreten, so erhoben sie ein gellendes Gelächter, das von sämmtlichen Anwesenden getheilt wurde. Nur der „Graf" und der Pole lachten nicht, sie sahen sich wie immer an. —

„Lacht nur, unglückliche Verirrte," hob diese im Gasthause an der Heerstraße allerdings merkwürdige Erscheinung an, „lacht nur, das soll mich nicht abhalten, meinen Beruf zu erfüllen. Schon oft bin ich unter Euersgleichen getreten und mit Lachen empfangen worden; aber gar bald sah ich die Thränen der Reue hervorquellen. Gebe der Herr, daß mir heute ein gleiches Schauspiel werde!" —

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte der Wirth, plötzlich hervortretend, mit einem Gesichte, das nichts weniger als geeignet war, den unberufenen Menschenverbesserer in seinem Vorhaben zu ermuthigen. —

„Ein Pint Old Ale für den Herrn Pfarrer!“ schrie der Graurock.

„Geben Sie mir ein Glas Wasser, guter Freund,“ sagte der Gefragte.

„Wird hier nicht geschenkt, mein Herr,“ rief der Wirth unwillig aus. „Ueberdies,“ fügte er barsch hinzu, „können wir Gäste Ihres Schlages hier nicht brauchen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ schrien die Uebrigen. Namentlich zeichnete sich der blonde Heinrich unter Diesen aus.

„Herr Pfarrer,“ sagte er mit einer affektirten Zuvorkommenheit, „wollen Sie nicht Platz nehmen?“ —

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ antwortete der Letztere, sich niederlassend.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Amerikaner einen seiner Nachbaren.

„Hat man die Sorte bei Ihnen nicht?“ war die Antwort. „Das ist Einer von der temperance-society (Mäßigkeits-Verein), die ihre Missionäre statt nach China in die Wirthshäuser schickt, um die Leute vom Trinken der Spirituosen abzuhalten.“ —

„Was soll aber der Knabe bei ihm?“ fragte Jener.

„Die Leute führen immer Kinder bei sich, die in ihrer Anstalt erzogen werden,“ hieß es weiter, „wahr-

scheinlich um das Beispiel der Trunksucht auf sie wirken zu lassen.“ —

„Der Knabe sieht sehr ordentlich aus,“ meinte der Amerikaner.

„Oh, die Jungen sehen nichts aus,“ sagte der Drahtzieher, „sie werden gut genährt und in den meisten Fällen für die Mission erzogen. Nur Wasser müssen sie trinken, mehr als ihnen lieb ist.“ —

„Das weiß Gott,“ meinte ein Anderer, „sie werden förmlich darin ersäuft!“ —

„Deßhalb wundert mich nicht,“ sagte der „Graf“, der sich ausnahmsweise in dieses Gespräch mischte und ein großes Interesse daran zu haben schien, „daß die Bälge so gern etwas Anderes trinken, wenn sie sich unbemerkt wissen.“ —

„Dieser scheint übrigens nicht von der Sorte zu sein,“ meinte ein Anderer.

„Ah bah,“ sagte der „Graf“, „Dieser ist, wie alle Andern.“

„Es wäre eigentlich ein Spaß, wenn man den Kleinen betrunken machen könnte,“ flüsterte der Gelehrte.

Die Andern lachten, selbst der Amerikaner, der diese Idee originell fand. „Wahrhaftig,“ rief er aus, „das sollte mir Spaß machen!“ —

„Den bekommen Sie doch nicht dazu,“ meinte der Pole.

„Nun, das käme eben auf einen Versuch an," sagte der Amerikaner, dem die Aeußerung des sonst schweigsamen Polen Lust gemacht zu haben schien, das Gegentheil zu beweisen. — „Haben Sie Zwieback, Herr Wirth?" fragte er.

„Ich habe süße Bisquits, „erwiederte Dieser, indem er bereits zwei auf einem Teller dem Fremden hinhielt.

„Geben Sie sie in meinem Namen dem Kleinen," sagte der Amerikaner.

Dies geschah; der Knabe blickte auf seinen Führer, als wenn er fragen wollte: „Soll ich?"

Dieser, welcher bereits mit mehreren Drahtziehern tief im Gespräche begriffen zu sein schien über die Verderblichkeit aller Getränke, mit Ausnahme des Wassers, nickte mit dem Kopfe. „Nimm nur, mein Kind," antwortete er, „und bedanke Dich bei dem Geber." —

Der Kleine wurde nun sofort zu dem Amerikaner gebracht, um Diesem zu danken. —

„Wie heißt Du, mein Kind?" fragte Dieser.

„George, mein Herr."

„Nun, George, schmeckt Dir der Zwieback?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Knabe so schüchtern, so liebenswürdig, so naiv, daß Hunderte von Müttern sich „so ein liebes Kind" gewünscht hätten.

„Willst Du nichts dazu trinken, mein Kind?“ fragte der Amerikaner weiter.

„Ein Glas Wasser, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig ist.“ —

„Hier ist ein Glas Wasser, mein Kind,“ sagte der „Graf“ der hinter dem Knaben stand und dasselbe bereit gehalten hatte.

Der Knabe setzte das Glas an die Lippen. „Br,“ rief er unwillig aus, „das ist Gin und Wasser!“

Die Umstehenden lachten. „Der weiß wahrhaftig früher, was Gin und Water ist, als ich es gewußt habe,“ meinte der Neugrieche.

„Und das will allerdings viel sagen!“ rief der Gelehrte aus.

„Magst Du denn nicht Gin und Wasser?“ fragte leise der Amerikaner, dem Kinde die Backen streichelnd.

„Ich mag schon, aber ich darf nicht,“ antwortete ebenso leise der Kleine, auf eine merkwürdige Weise die Augen auf den Frager gleiten lassend.

„Er sieht es nicht,“ meinte der Yankee, indem er sein Portemonnaie aus der Seitentasche seines Rockes hervorholte und dem Knaben ein Goldstück vor den Augen funkeln ließ.

Allerdings war dies ein Anblick, der nicht bloß den Kleinen, sondern auch manchen Großen im Zimmer zu

Allerlei hätte veranlassen können; aber dennoch waren die Augen des Ersteren viel mehr auf die Tasche, aus welcher das Goldstück hervorgeholt worden, als auf das letztere selbst gerichtet. —

„Ich gebe Dir den Souvereind'or, mein Sohn," sagte der Fremde weiter, „wenn Du das Glas austrinkst." —

Der Knabe blickte um sich.

„O, er sieht es nicht," sagte er weiter, „die Herren stehen ja vor ihm." —

„Komm, mein Sohn," fuhr er fort, „hier hast Du das Goldstück und hier das Glas; trink!" — Bei diesen Worten bückte er sich und setzte dem Jungen das Glas an den Mund.

Dieser fing an zu trinken; jedoch plötzlich hielt er inne und blickte nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, als wenn dort etwas Besonderes zu sehen wäre. Diese Bewegung war so natürlich, daß alle Umstehenden, sowie auch der Amerikaner, nur der „Graf" ausgenommen, in jene Richtung blickten. Und in demselben Augenblicke, so schnell wie der Blitz, so geschickt, wie nur ein englischer Pickpocket (Taschendieb) in diesem Alter sein kann, hatte auch schon der Kleine aus der Seitentasche des Rockes des Amerikaners ein schmales Taschenbuch hervorgeholt und es dem hinter ihm stehenden Grafen in die Hand gedrückt. —

„Was hast Du, Kleiner?“ fragte der Amerikaner, indem er ihn scharf ansah.

„Sieh' den Schelm,“ meinte der Wirth, „er will uns betrügen, er hat etwas auf die Erde geschüttet.“ —

In der That, so war es auch und deßhalb konnte diese Erklärung als eine sehr natürliche erscheinen. Der Knabe blickte nochmals um sich, ließ sich noch einmal auffordern und leerte dann das Glas.

„Famos!“ schrien die Umstehenden, zu Denen aber merkwürdigerweise der Wirth nicht mehr gehörte. Er hatte plötzlich etwas zu thun bekommen und zwar eine Treppe höher, wo wir den Marquis damit beschäftigt finden, das ihm soeben überbrachte Taschenbuch zu öffnen, sämmtliche Briefe daraus hervorzunehmen und sie flüchtig zu überblicken. Sie alle schienen wenig Interesse für ihn zu haben, mit Ausnahme eines einzigen, den er mit Sorgfalt durchlas und der also lautete:

Hochgeehrter Herr Graf!

„Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie von dem Stande Ihrer Angelegenheiten zu unterrichten, schrieb ich Ihnen auf Ihre Aufforderung, daß Herr v. Crezy mit seiner Tochter nach London abgereist wäre. Seitdem sind mir Sachen zu Ohren gekommen, die Ihre schleunige Rückkehr von Amerika noth=

wendig machen. Ich weiß, welche theuren Wünsche Sie in Betreff des Fräulein v. Crezy hegen; es handelt sich um nichts Geringeres, als die Realisirung dieser Wünsche unmöglich zu machen. Wie ich höre, hat eine Bande Uebelthäter in London einen jungen Franzosen engagirt, Ihre Stelle bei Herrn v. Crezy einzunehmen. Man will diesem Herrn einen Schwiegersohn octroyiren, der, wenn er noch nicht auf den Galeeren war, doch jedenfalls verdiente, darauf zu sein und das Alles unter Ihrem geachteten Namen! Da diese Bande unterrichtete Leute enthält, so läßt sich nur mit Klugheit verfahren. Reisen Sie sofort ab, ich werde dafür sorgen, daß bis zu Ihrer Anwesenheit in England nichts von Belang geschieht, was Ihren Interessen schaden könnte. Schreiben Sie mir nur gleich nach Ihrer Ankunft in Liverpool, ich werde schon das Nähere über diese Angelegenheit in einem Briefe nach London melden, den Sie dort von der Post abholen können."

J. van der Ruyten.

Ueber das Gesicht des Marquis glitt beim Lesen dieses Briefes ein triumphirendes Lächeln. Er legte sodann sämmtliche Briefe wieder in das Taschenbuch und gab dieses dem „Grafen" zurück. „Vorsichtig!" sagte er, indem er ihm ein Goldstück in die Hand drückte. Als

der Wirth wieder im Gastzimmer erschien, scholl ihm ein lautes Gelächter entgegen. Es war der Knabe, der die Anwesenden in eine so heitere Stimmung versetzte. Das Glas Gin und Wasser schien schon gewirkt zu haben. So einsilbig er vorhin war, so viel schwatzte er jetzt. Namentlich schien er es auf den Amerikaner abgesehen zu haben, er bestürmte ihn förmlich mit Fragen und wußte ihn überhaupt dermaßen zu beschäftigen, daß demselben keine Zeit blieb, irgend etwas Anderem seine Aufmerksamkeit zu schenken.

„Nun, Kleiner, willst Du nicht noch eins trinken?" fragte der Wirth, der sich plötzlich wieder hinter dem Knaben befand und in dessen Blousentasche er bereits das Buch hatte gleiten lassen.

„Ich mag nicht mehr," sagte der Knabe in weinerlichem Tone, indem er sich an den Amerikaner schmiegte, als fürchtete er sich vor Dem, der ihm zuerst den Gifttrank gereicht hatte.

„Wollen Sie Dich schon wieder sündigen machen, armer Kleiner?" fragte spöttelnd der Yankee, indem er das Kind auf seinen Schooß nahm. —

Der Junge schien sich selbst in dieser Stellung noch nicht sicher zu fühlen, er drückte sich fest an den Fremden, als fürchtete er sich noch immer; was ihn aber nicht verhinderte, das Buch aus seiner Tasche in die

seines Protectors gleiten zu lassen, etwas was in dieser Stellung durchaus nicht schwer war. —

Kaum war dies geschehen, so glitt der Junge, natürlich rein zufällig, von den Knieen des Amerikaners herab auf den Boden und unser Herr „Graf" ließ, ebenfalls rein zufällig, ein Glas, das er in der Hand hielt, fallen, was mit einem Male den Herrn Pfarrer, ebenfalls zufällig, veranlaßte aufzustehen und seinen Knaben zu rufen. —

Natürlich war jetzt für die ehrenwerthe Gesellschaft der Moment gekommen, dem Mäßigkeitsapostel seinen Jünger zu übergeben. Daß dies mit allem Eclat geschah, dessen eine solche Gesellschaft fähig ist, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Aber wie sehr erstaunte sowohl unser Amerikaner, als auch die Mehrzahl der Anwesenden, als von dem erwarteten Effecte sich wenig oder nichts einstellte! Denn so betrunken auch der Knabe in ihrer Mitte gewesen, kaum war er wieder bei dem Herrn Seelsorger, so erschien er als derselbe stille, bescheidene, ordentliche und nichts weniger als betrunkene Knabe, als welcher er sich den Anwesenden introducirt hatte. Entweder war er plötzlich nüchtern geworden, oder die frühere Trunkenheit war bloß Schein. Da dieser Knabe einer von den 13,000 war, die zufolge officieller statistischer Angabe alljährlich für Taschendiebe-

4*

reien bestraft werden, so läßt sich wohl das Letztere annehmen. Es war also die Reihe an diesem Knaben wie an dessen Beschützer zu lachen, aber Beide waren zu sehr von den Pflichten ihres Berufes durchdrungen, überdies hatte der glatt geschorene Mäßigkeitsapostel all zuviel von dem uns wohlbekannten Mr. Dundee, als daß er anders als mit einer ernsten Epistel an die Verirrten das Zimmer verlassen hätte.

Trotz diesem Allen hatte der plötzlich nüchtern gewordene Knabe unsern Amerikaner nachdenkend gemacht, er dachte unwillkürlich an die theilweise fabelhaft klingenden Historien der Pickpockets, unwillkürlich griff er in seine Taschen, um sich zu überzeugen, ob noch Alles an Ort und Stelle sei. Da er aber hier Alles in schönster Ordnung fand, so mußte der in ihm aufgestiegene Verdacht bald schwinden und er konnte demnach, als gleich darauf der Herr Graf in seiner gewohnten Weise sich bei den Anwesenden entschuldigte, sie aufforderen zu müssen, den Gesetzen seines Hauses Rechnung zu tragen, d. h. mit andern Worten, ihnen die Thür wies, dieser Aufforderung um so beruhigter Folge leisten. —

Siebentes Kapitel.

Der Leser wird sich aus dem vorigen Kapitel erinnern, daß unser Freund Rochuard gleich nach der Mittheilung des Marquis über die Lebensverhältnisse seines Kollegen Leon nachdenkend und bewegt wurde, eine Stimmung, die er zwar im Laufe des Abends unterdrücken mußte, die aber jetzt, nachdem er das Berathungszimmer der Association der Drahtzieher verlassen und allein durch die Straßen wandelte, wieder im erhöheten Maße hervortrat. Wir sehen ihn eher durch die Straßen springen, als gehen, ganz und gar mit Dem beschäftigt, was in ihm vorgeht, ohne, wie es scheint, zu wissen, wohin er seine Schritte zu wenden habe und was er überhaupt wolle. Und was machte den Kleinen so erregt, so wild? Ach, es ist die leidige Geschichte vom Kreuze, die der Marquis erzählt hat und die ihm nicht mehr aus dem Kopfe will. Für ihn hat zwar das Kreuz des Drahtziehers Leon dieselbe Bedeutung, wie jedes andere Kreuz, indessen war es für ihn von Wichtigkeit das Leon'sche zu besitzen. Deßhalb hören wir auch den Kleinen dann und wann

ausrufen: „Wenn er's nur noch hat, wenn er's nur noch hat!"

Rochuard mochte in diesem Zustande der Aufgeregtheit ungefähr eine Viertelstunde gewandert sein, als wir ihn plötzlich stillstehen und verwundert um sich schauen sehen. Er wußte in dem Augenblicke nicht, wo er war. „Ich muß," sagte er plötzlich, „und noch in dieser Nacht!" Dann rief er: „Cab, Cab" und in einem Nu war ein solches in der Form eines eleganten Handsome bei ihm. „Brompton Cimetry und schnell!" rief er dem Kutscher zu, indem er hineinsprang.

Der Wagen rollte von dannen. Je schneller der Kutscher fuhr, desto ruhiger wurde unser Rochuard; man wird es immer nach einem gefaßten Entschlusse. Zum großen Theil mochte aber auch die milde Nachtluft dazu beitragen, die ihn umfächelte und die, je näher er Brompton kam, um so reiner und deßhalb um so erfrischender wirkte. Es dauerte nicht lange, so hielt das Cab. Der Kleine sprang heraus und gab dem Kutscher einen halben Souverein, mit dem Bemerken, auf ihn zu warten. Sodann durchschritt er ein Square, bog in einen Seitenweg und suchte so viel wie möglich an der Schattenseite einer Mauer zu bleiben, welche die Gärten der hier liegenden Villa umschloß. Dies war um so nöthiger, als der Mond sehr hell schien und unser

Rochuard allem Anscheine nach nicht gesehen sein wollte.

Er mochte an dieser Mauer wohl einige Minuten fortgegangen sein, als er einen Schlüssel hervorholte. In demselben Augenblicke aber auch glaubte er ein Flüstern zu vernehmen, das die Luftströmung zu ihm heranführte, als wenn es von einem erhöhten Platze aus käme. Er blieb stehen; aber vergebens strengte er sich an, die Stimmen zu erkennen, oder den Inhalt des Flüsterns zu präzisiren. Er blickte um sich, der Mond warf sein helles Licht auf den Weg. Unmöglich durfte er diesen betreten, wenn er nicht gesehen sein wollte. Zum Glück waren an dieser Stelle der Mauer, ungefähr zwei Schritte von derselben, zwei große Lindenbäume. Einer derselben war mehr als hinreichend, den kleinen Buckligen zu verbergen. Langsam kauerte sich daher Dieser auf den Boden und wand sich hinter den Baum. Dann erhob er sich auf dieselbe Weise und blickte vorsichtig um den Baum herum. Das Flüstern war erklärt. Da standen Die, die den armen Kleinen so sehr quälten, da standen sie, Arm in Arm, auf dem Balkon des Hauses, umflossen von den Strahlen des Mondlichtes, wie es schien so glücklich, daß Rochuard das Herz darüber hätte zerspringen mögen. — Paquita namentlich strahlte von Glückseligkeit. Wie reizend, wie verfüh=

rerisch sie aussah. So hatte der Kleine sie nie gesehen! Das schwarze Kreppkleid, der unverhüllte, zierliche Hals, der entblößte Arm, auf den die schwarzen Spitzen ihren architektonischen Schatten warfen, das theilweise aufgelöste, lockige Haar, Alles das umrahmt von dem Silberlichte des Mondes, in der That, ein glänzender Vorwurf für den künstlerischen Maler. Ihr Auge sah in die Nacht hinein, so träumerisch selig; ach, sie war selig an der Brust ihres Geliebten! Alles an ihr mußte es dem armen Buckligen sagen. Und nun Leon? Mochte die Beleuchtung oder das Mädchen, das an seiner Brust ruhete, dazu beitragen, genug, er sah edler aus, als sonst. Auch er schien glücklich zu sein, glücklich höherer, reinerer Art, als er bis jetzt empfunden hatte. — Und nun der arme Zeuge dieses Glückes, der arme Bucklige, der das Mädchen dort oben auf dem Balkon, das in den Armen eines Andern ruhet, so unendlich liebt, daß er ihm Alles, Alles geopfert hat — was wird aus dem? Er möchte weit weg sein und doch kann er das Auge nicht von dem Paare lassen, gleich dem Geier, der unwillkürlich von seiner Beute angezogen wird, so saugt sich der Blick Rochuard's an dem Glück der Beiden auf dem Balkon fest. Wie natürlich, daß er Alles, Alles sehen muß! Jetzt sieht sie ihm in die Augen, jetzt drückt er einen Kuß auf ihre Lippen, jetzt schlägt sie die

Arme um seinen Nacken, von einem Ausrufe der Glückseligkeit begleitet, den er hören muß, er mag wollen oder nicht. Ach, ihm schwindelt's vor den Augen, unwillkürlich greift er in seine Brust, unwillkürlich holt er einen Revolver hervor, unwillkürlich legt er an! Doch die Hand zittert, er kann nicht. — Das Pistol entgleitet seiner Hand und fällt in das weiche Gras zu seinen Füßen. Hätte er sich nicht an dem Baume festgeklammert, wäre er selber gefallen. — Gleich darauf ertönten schwere Fußtritte in der Ferne. Der Kleine richtete seinen Blick dahin. Es war ein Policeman, der den Weg heraufgeschlendert kam. Diese Erscheinung führte mit einem Male den Buckligen in das wirkliche Leben zurück. Rasch nahm er die Pistole auf und ließ sie in seine Tasche gleiten. Sodann blickte er wieder nach dem Balkon. Auch dort hatten die nicht eben sanft klingenden Fußtritte des herannahenden Policeman eine Veränderung hervorgerufen, Paquita und Leon waren fort.

Rochuard ging rasch, um jeden Verdacht zu vermeiden, dem Konstabler entgegen und ließ ihn an sich vorbeimarschiren, sodann, als er ihn an der Thür Paquita's vorüberwußte, trat er den Rückweg an. Kaum war dies geschehen, so sah er, wie Leon aus der in der Mauer befindlichen Gartenthür hervortrat und rasch von dannen eilte. Der Kleine folgte ihm so nahe wie

möglich. Leon wandte sich ebenfalls dem Square zu, wo noch das Cab hielt.

„He, Cab," schrie er dem Kutscher zu.

„Bestellt, mein Herr," antwortete Dieser, von seinem hohen Sitze herab.

In demselben Augenblicke trat Rochuard vor. „Nun, Freund, ist Dir die Zeit lang geworden?" fragte er lachend.

Leon drehte sich betroffen um. „Wie, Herr v. Rochuard?" rief er mit wirklichem Erstaunen aus; „was, Herr Leon?" der Kleine, ebenso natürlich, aber nichts weniger als wirklich. — „Wollen Sie in's Westend?" fügte er dann fragend hinzu und — Leon bejahte es. „Nun, dann kommen Sie mit mir, mein Weg führt mich ebenfalls dahin." —

Gleich darauf rollte der Wagen dem Westend zu.

„Hören Sie, Leon," begann Rochuard, „es wäre thöricht, Sie hintergehen zu wollen. Ich sage Ihnen deßhalb sofort, daß ich Sie suchte, daß ich weiß, wo Sie waren und daß ich Sie sowohl als Paquita noch vor wenigen Minuten auf dem Balkon beisammen sah." —

„Und warum kamen Sie nicht zu uns?" fragte Leon mit einer bewunderungswürdigen Naivität. —

„Weil ich Ihr Glück nicht stören wollte," antwortete Rochuard ernst, eine Thräne in seinem Auge zerdrückend.

Leon konnte nicht umhin, mit inniger Theilnahme auf seinen Nachbar zu blicken. „Sie sind ein edler Mann,“ rief er aus, indem er seine Hand ergriff und sie warm drückte, „ich weiß Alles!“ —

„O ich kann mir denken,“ begann der Kleine wieder, daß Paquita Ihnen nichts verheimlicht!“ —

Es entstand eine Pause. Leon fühlte das Peinliche derselben, deßhalb unterbrach er sie rasch mit den Worten: „Und was führte Sie noch so spät heraus?“

Der Kleine erwachte aus seinem Träumen. „Leon, Sie müssen fort,“ sagte er.

Leon lächelte.

„Lachen Sie nicht, fuhr Rochuard fort, „ich erfinde nichts, ich denke dabei nicht an mich, ich denke nur an Sie. Es ist wahr, noch gestern haßte ich Sie; aber ich habe doch gefunden,“ fuhr er kopfschüttelnd fort, „daß meine Liebe zu dem Mädchen stärker als alles Uebrige ist, und daß die Rücksicht auf Paquita's Wohl meine Handlungen leiten muß.“

Rochuard sprach diese Worte mit einem solchen Accente der Wahrheit, daß selbst ein Leon davon durchdrungen wurde und nicht umhin konnte, mit einem Anfluge von Rührung auszurufen: „Sie guter edler Mann!“ —

Und dennoch war Rochuard nicht ganz wahr, als

er seinen jugendlichen Nachbar von seiner Zuneigung zu ihm überzeugen wollte. Allerdings liebte er Paquita über Alles, allerdings wäre er wohl im Stande gewesen, diesem Mädchen sein eigenes Glück zum Opfer zu bringen; aber dies verhinderte ihn doch nicht, für das letztere bis zu dem letzten Augenblicke zu kämpfen und den jugendlichen Störenfried an seiner Seite mit nichts weniger als Wohlwollen zu betrachten. —

„Sie müssen fort," wiederholte er traurig.

„Aber was ist geschehen?" rief Leon, neugierig geworden, aus. —

„Graf Leon ist angekommen," sagte der Kleine in demselben Tone.

„Unmöglich!" schrie der Stellvertreter des Grafen.

„Doch, doch, er ist hier und scheint von Allem unterrichtet zu sein," murmelte Rochuard immer in demselben Tone, seinem Begleiter das Ergebniß des vergangenen Abends erzählend. —

Leon hatte während dieser Erzählung das Gesicht Rochuard's nicht außer Augen gelassen, was ihm um so leichter wurde, als das volle Mondlicht in den offenen Wagen fiel. So authentisch Alles auch klang, so sehr auch die Züge, die ganze Art des Erzählers Vertrauen einflößten, so trat in dem jugendlichen Drahtzieher doch wieder die ursprüngliche Natur, d. i. die des Zweifels

hervor, als daß er so unbedingt dem Erzähler geglaubt hätte. —

„Und wo soll ich hin?" fragte er lächelnd Rochuard, nachdem Dieser geendet hatte. —

„Auf's Land, zu Herrn v. Crezy!" lautete die Antwort.

„Ah, ich verstehe," bemerkte wiederum lächelnd Leon, mit dem Kopfe wiegend. „Seine Tochter wird vermuthlich bei ihm sein," fügte er dann in demselben Tone hinzu, als wollte er damit zu erkennen geben, daß er vollständig den Plan seines Chefs durchschaute.

„Hören Sie, Leon," sagte Rochuard, „Sie scheinen nicht zu wissen, um was es sich handelt. Es steht nicht bloß Ihre Existenz in Frage, sondern unser Aller, sobald man den Amerikaner nicht überzeugen kann, daß sein Grafenthum durch uns auf keine Weise gefährdet worden ist."

„Und dies können Sie nur, indem Sie mich auf's Land schicken?" fragte Leon auf's Neue.

„Allerdings," entgegnete der Bucklige, „sobald dem Grafen nichts vor die Augen tritt, was den in ihm hervorgerufenen Verdacht bestätigen kann, wird man ihn um so leichter überzeugen können, daß Derjenige, welcher den Verdacht angeregt, Ursache hatte, ihn von sich fern zu halten." —

„Ich verstehe," sagte sinnend Leon. „Wenn ich nur diesen wirklichen Grafen Leon einmal sehen könnte," fügte er langsam, mit einem stechenden Seitenblicke auf Rochuard, hinzu.

„Aber, was würde Ihnen das helfen? Sie kennen ihn ja nicht!" rief Dieser aus.

„Doch, doch, mein lieber Rochuard, ich bin ihm einige Male in den Pariser Salons begegnet," erwiederte Leon, fortwährend lächelnd und in der festen Meinung, seinen Nachbar in dessen eigene Schlinge gefangen zu haben.

„Sie kennen ihn!" rief der Bucklige aus, und zwar in einer Weise, die nichts weniger als verlegen klang. Es schien, als wenn ihm plötzlich eine Idee leuchtete die ihn schneller als er für möglich gehalten, an das Ziel seiner Wünsche bringen konnte. — „Wohlan," sagte er schnell, „dann kann ich Sie sofort überzeugen!"

„Sie wollen mich doch nicht mit dem Originale meiner selbst zusammenführen?" meinte Leon in demselben persiflirenden Tone, wie vorhin.

„Doch, doch, mein Lieber," entgegnete Rochuard; „aber Sie müssen Sich unkenntlich machen; denn sonst hieße es dem Löwen seine Beute zuführen." —

„Aber ich glaube nicht, daß er mich kennt," sagte Leon, dessen Zweifel durch die Festigkeit des Buckligen anfingen, etwas wankend zu werden.

„Man kann nicht wissen,“ entgegnete Dieser rasch „vielleicht ist ihm Ihr Portrait eingesandt; Vorsicht in diesem Falle kann nicht schaden. Mindestens würde ich es mir nie verzeihen, wenn ich sie gerade auf Kosten Ihrer Sicherheit außer Augen gelassen hätte.“ —

Der Bucklige sprach diese letzteren Worte wieder so weich, mit einem so wahren Accente der Theilnahme, überdies war sein ganzes Benehmen so ruhig, so sicher, so überzeugend, daß Leon nicht recht wußte, was er daraus machen sollte.

„Und Sie wollen mir ihn noch in dieser Nacht zeigen?“ fragte er weiter.

„Er wird noch unten sein,“ meinte Rochuard, „wo nicht, so finden wir ihn auf jeden Fall noch am Huymarket. Der Mann sieht mir nicht aus, als wenn er mit seinen Nachforschungen für heute genug hätte.“ —

„Und ich müßte demnach das Kostüm wechseln?“ fragte Leon wieder.

„Unbedingt,“ lautete die Antwort Rochuard's, der bei diesem Gedanken eine besondere Befriedigung zu fühlen schien. „Wissen Sie,“ fügte er schnell hinzu, „es ist am besten, wir lassen uns sofort nach Ihrer Wohnung fahren. Sie wechseln die Kleider, legen Backenbart ꝛc. an und wir suchen dann unsern Amerikaner auf.“

Leon besann sich noch einen Augenblick. „Nun,

meinetwegen," rief er lachend aus, „es ist wieder was Neues!" ein Ausruf, der vielleicht am besten geeignet ist, den jungen Mann zu charakterisiren. —

In wenigen Minuten waren Beide im Zimmer Leon's.

„Was ziehe ich an?" fragte Dieser scherzend und dem Anscheine nach jetzt ganz und gar mit der „neuen Idee" einverstanden.

Rochuard antwortete nicht, er schien mit einem Male ein merkwürdiges Interesse für Alles zu haben, was seine Blicke im Zimmer habhaft werden konnten.

„Nun, Rochuard, Sie sind ja merkwürdig einsilbig," meinte Leon, „indem er seinen Rock auszog. —

„Ein hübsches Kästchen das!" rief der Bucklige aus, scheinbar in Extase versunken vor einem eleganten Toilettkästchen. Leon sah ihn an und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. „Wahrhaftig," sagte er, „man sollte glauben, Sie hätten noch nie eine Seifendose gesehen!"

„Ah so," war Alles, was der Bucklige erwiederte, nichts desto weniger seine Blicke überall herumschweifen lassend.

„Sie haben ein hübsches Zimmer, Leon," sagte er dann, indem er sich in eine Sophaecke warf und die Hand vor die Augen führte, als fühle er sich angegriffen, im Grunde aber nur, um desto ungestörter die Bewegungen Leon's beobachten zu können. —

„Sagen Sie mir nur, wo haben Sie denn heute Ihre Augen?“ fragte Leon verwundert und gewiß mit Recht; denn sein Zimmer war ein durchaus gewöhnliches.

„Finden Sie es nicht sehr warm?“ meinte plötzlich der Bucklige, indem er vom Sopha aufsprang. „Ich weiß nicht,“ fügte er so unbefangen wie möglich hinzu, „ich muß täglich zwei Mal das Hemd wechseln.“ —

Leon blickte auf seine Uhr mit jener feinen Ironie im Gesichte, die das charakteristische Merkmal des Letzteren war. „Es ist zwei Uhr,“ sagte er, „wenn Sie wünschen, Rochuard, können Sie heute mit dem ersten Male bei mir beginnen.“ —

Der Bucklige biß sich unmuthig auf die Lippen.

„Ich werde Ihnen mindestens mit dem Beispiele vorangehen,“ fügte der junge Franzose hinzu.

Rochuard athmete bei diesen Worten laut auf und setzte sich wieder in die Sophaecke. Wer in diesem Augenblicke in sein Inneres hätte sehen können, würde nicht wenig überrascht gewesen sein, es so tumultuarisch darin zu finden. In der That, seit langer Zeit pochte dem Buckligen zum ersten Male wieder das Herz und zwar vor Erwartung; es war ihm, als wenn sich für ihn der Knoten lösen sollte, den er als sein Unglück betrachtete. Tief in die Sophaecke gedrückt, sein kleines Gesicht wiederum mit der Hand verdeckt haltend, glich

er mehr einer unförmlichen, leblosen Masse, als einem menschlichen Wesen. Freilich die Natur scheint auch ohne Leben zu sein vor dem ersten Blitzeszucken, vor dem ersten Donnerschlage. Rochuard war in diesem Falle. Sein ganzes Leben lag in seinen Augen, die sich starr und fest auf Leon richteten. Jedoch, als Dieser in der Procedur des Ankleidens voranschritt und in Folge dessen seinen Hals entblößte, an dem ein schwarzseidenes Bändchen sichtbar wurde, dessen Enden sich unglücklicherweise unter einem seidenen Wamse verkrochen, da zuckte es gleich dem Blitze durch die Natur des Buckligen, da strömte es mit aller Kraft durch seine Adern und in einem Nu finden wir ihn vor Leon stehend, Diesen mit einer affectirten Ruhe fragend: „Ei, mein lieber Freund, was für einen Talisman haben Sie denn da?" —

Leon wurde bei dieser Frage plötzlich sehr ernst, er blickte Rochuard von oben bis unten an. „Nichts, was Sie interessiren könnte," sagte er dann mit einer schneidenden Kälte, so schnell wie möglich mit seinem Ankleiden vorgehend. —

Rochuard hatte verloren. Wollte er Leon's Verdacht nicht noch stärker erregen, mußte er den Gegenstand fallen lassen. Er hatte sich seinem Ziele so nahe geglaubt und plötzlich sah er sich weit weg von ihm. Sein Blick umdüsterte sich; er machte sich im

Stillen bittere Vorwürfe so ungeschickt gewesen zu sein; aber ebenso fest stand es auch in ihm, nicht nachzugeben. Jetzt, wo sich seine Vermuthungen in Etwas bestätigt hatten, jetzt wollte er Alles wissen. Das schwarzseidene Bändchen schwellte vor seinem innern Auge, es war ihm, als müßte er danach fassen; aber wann, wie? Alles das bewegte die Seele Rochuard's.

„Wissen Sie was," sagte Leon plötzlich mit demselben Ernste, wie vorhin, „ich denke, wir lassen unsere Irrfahrten für heute, ich bin müde." —

„Ganz, wie Sie wollen, lieber Leon," entgegnete Rochuard, in diesem Augenblicke ganz wieder seiner gewohnten Selbstbeherrschung mächtig, „im Gegentheil —" fügte er langsam hinzu und dann schnell abbrechend, als hätte er zuviel gesagt.

„Im Gegentheil?" wiederholte Leon, den Kleinen befremdend ansehend.

„Nichts, nichts, mein Lieber," erwiederte Rochuard, scheinbar verlegen.

So gewöhnlich das Manöver auch war, das der Bucklige in diesem Augenblicke anwandte, so wirkte es dennoch. Leon mußte, dem Benehmen Rochuard's nach zu urtheilen, wieder an dessen Aufrichtigkeit zweifeln; um so mehr mußte ihm also daran gelegen sein, endlich darüber in's Reine zu kommen.

„Ich fühle Hunger," rief er deßhalb aus, „ich werde noch ein Paar Austern am Haymarket essen!" —

Das war Alles, was Rochuard wollte. „Kommen Sie, ich esse mit Ihnen," sagte er.

Beide verließen das Zimmer, Rochuard in seiner gewöhnlichen Form, die er leider nicht ändern konnte, und Leon als ein ziemlich beleibter Country-Gentleman mit schwarzem Backenbart und dunkelschwarzem Haupthaar. „Es ist doch ein Glück," sagte er im Fortgehen lachend, „daß ich keinen Schnurrbart trage." —

„Und daß Ihr Haarwuchs so leicht fremde Hülfe entgegennimmt," fügte lächelnd der Bucklige hinzu, auf das wenige blonde Haar anspielend, das dem jugendlichen Drahtzieher geblieben war.

In wenigen Minuten waren Beide am Haymarket. Wer um zwei Uhr des Nachts hierher kommt, wird nicht wenig überrascht sein, hier noch das vollste Leben zu finden. In der That, um diese Zeit wogt es hier auf und ab, wie am hellen Tage. Cabs kommen und gehen, Karossen stehen in langer Reihe aufgepflanzt, ihre Herrschaft aufzunehmen, die aus der italienischen Oper oder dem gegenüberliegenden Haymarket-Theater kommt, wo sie sich an den Späßen des besten englischen Komikers, Buckstone, ergötzt hat und selbst die letzten Omnibus, die auf ihrer Heimfahrt aus der City begriffen

sind, bieten sich dem erstaunten Blicke des Fremden dar. Die Caffees, die Bier-, Austern- und Cigarrenläden sind geöffnet und werfen ein blendendes Licht auf die Straßen, das im Verein mit der Gasbeleuchtung der letzteren der Tageshelle wenig nachgiebt. Es versteht sich wohl von selbst, daß der größte Theil der weiblichen Besucher dieses Theiles von London Prostituirte sind, Diejenigen sowohl, die in die kostbarsten indischen und Lyoner Stoffe gekleidet sind, als auch Die, welche sich ihre seidenen Lumpen für den Abend miethen, Diejenigen, welche in ihrem eigenen Wagen nach den Argyle-Rooms, dem Rendezvous der Femmes libres Londons fahren und dort ihre Bedienten auf sich warten lassen, als auch Diejenigen, die zu arm sind, den Schilling für das Eintrittsgeld zu zahlen, oder zu ärmlich gekleidet, in dem reich dekorirten Salon Laurent's zu erscheinen und demzufolge ihre lüsternen Blicke von außen auf dieses Eldorado schweifen lassen. Sodann kommt die Herrenwelt, die gebornen Gentlemen, die erzogenen, die geliehenen, die Fremden, die Pickpockets und die geheime Polizei. Man kann mit Recht sagen, daß sich an diesem Orte, der nur Haymarket mit wenigen Seitenstraßen umfaßt, das eigentliche Nachtleben Londons concentrirt. Darüber hinaus, und Alles zerfällt wieder in die gewöhnliche Dunkelheit und Ruhe.

Leon und Rochuard waren natürlich an diesem

Orte wohlbekannt, sie hatten den Schlüssel zu den öffentlichen, wie geheimen Anziehungspunkten desselben, und was für den Uneingeweihten an manchen der letzteren räthselhaft erscheinen mochte, war für sie eine wohlverständliche Sache. Ihr Auge unterschied sofort den Lord von dem greek*), den Habitué von dem Neulinge, und vor allen Dingen den Gentleman von der geheimen Polizei.

„Wollen wir zu Scott (einem der ersten Austernläden Haymarkets) gehen?“ fragte Leon, scheinbar sehr unbefangen und durchaus keinen andern Gedanken hegend, als den, seinen plötzlich erwachten Appetit zu stillen.

„Wollen wir nicht mindestens versuchen,“ fragte lächelnd Rochuard, „ob wir den Amerikaner irgendwo antreffen können?“ —

„Wie Sie wollen,“ erwiederte Leon, ebenso gleichgültig, wie vorhin, aber innerlich doch sehr zufrieden mit diesem Vorschlage.

Kaum hatte der junge Franzose diesem letzteren seinen Beifall gezollt, so erschien derselbe als unnöthig,

---

*) Die Engländer haben den Franzosen das Wort grec nachgebildet. Die Bedeutung ist in beiden Sprachen dieselbe.
Anmerk. d. Verf.

denn mit einem Male tauchte Derjenige, den sie suchten, vor ihren Blicken auf.

„Sehen Sie dort den dicken Herrn mit dem Strohhute?“ fragte rasch der Bucklige.

„Der in den Piccadilly-Salon hineingeht?“ rief Leon.

„Derselbe,“ sagte Rochuard, „wenn ich nicht irre — wahrhaftig,“ unterbrach er sich sehr erfreut, „er hat zwei unserer Bekannten bei sich, den blonden Heinrich und die „Katze.“ —

„Und das soll der Graf Leon sein?“ fragte ungläubig lächelnd der jugendliche Drahtzieher.

„Gewiß,“ entgegnete Rochuard, „wenn Sie ihn kennen, werden Sie Sich trotz seiner Verkleidung sehr leicht davon überzeugen können.“ —

„Kommen Sie,“ sagte Leon entschlossen.

Beide gingen in einen sehr eleganten Cigarrenladen hinein, zahlten in dem Comptoir desselben ein Jeder achtzehn Pence und hatten dann das Recht, den Hintergrund, der unter dem Namen Piccadilly-Salon bekannt ist, kennen zu lernen, wovon sie denn auch sofort Gebrauch machten.

Der Piccadilly-Salon wird lebendig, wenn die Argyle-Rooms geschlossen werden, also um Mitternacht. Er ist gleichsam die Fortsetzung des letzteren Salons, nur daß er bei weitem nicht so elegant als dieser ist, und

statt des besten Ball=Orchesters in London, das unbedingt in Laurent's Casino anzutreffen, eine sehr ärmliche Musik=bande, bestehend aus vier, fünf Personen, enthält. Im Casino ist Alles in Bezug auf die Form ausgezeichnet, man ist förmlich rigoros in Aufrechthaltung des Decorum und des äußern Anstandes und einen schlichten Fremden aus einer kleinen Stadt wird ohne Vorbereitung gewiß keinen Augenblick die Illusion verlassen, sich in einem der elegantesten und anständigsten Ballsalons unter den nobelsten und respektabelsten Personen Londons zu befinden. Etwas Anderes ist es mit dem Piccadilly=Salon. Hier kommen zwar dieselben Menschen hin, die in den Argyle=Rooms ihr Wesen treiben, aber Keiner von ihnen scheint es nur der Mühe werth zu halten, Sich und Andere täuschen zu wollen, so wie der Saal, wo die Atmosphäre von Schmutz und Staub geschwängert ist, uns daran erinnert, daß wir uns in einem jener Lokale befinden, die in der Gesellschaftssprache die verrufenen genannt werden, so erscheinen auch die Menschen an diesem Orte, mit einem Worte, es ist die Kehrseite jener glänzenden Medaille, die wir im Casino gefunden haben.

Rochuard und Leon begaben sich sofort auf die Gallerie, welche den Saal umgiebt. Es dauerte nicht lange, so hatten sie aus dem untern Gewirre den Amerikaner nebst seinen beiden Begleitern herausgefunden.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte Rochuard nach einer kurzen Pause.

„Vor der Hand noch nichts, mein Lieber,“ antwortete Leon. „Ich muß ihn sprechen.“ —

„Was fällt Ihnen ein?“ bemerkte rasch sein Begleiter; „wissen Sie nicht, was Oberthal gesagt hat? Er soll den Teufel im Leibe haben.“ —

„Um so leichter wird man ihn heraustreiben können,“ meinte lächelnd Leon. „Kommen Sie.“ —

„Ich halte es nicht für gut, daß ich mit Ihnen gehe,“ meinte Rochuard. Auf jeden Fall wird er über unsere Persönlichkeiten genau unterrichtet sein, und wenn er Sie auch nicht erkennen kann, so dürfte er doch über meine Identität — “

„Außer allem Zweifel sein,“ fügte Leon lachend hinzu.

Rochuard biß sich auf die Lippen, sein Blick war düster, er sah dem jungen Spötter mit einem Ausdrucke nach, der eher alles Andere, als beruhigend genannt werden konnte.

Leon wollte eben die Treppe hinabgehen, die nach dem Saale führt, als er die drei Herren, die er suchte, heraufkommen sah. Rochuard lehnte wieder über das Geländer und sah scheinbar in den Ballsaal hinab, aber in Wirklichkeit glitt sein Blick seitwärts nach der Treppe.

Der blonde Heinrich war der Erste, der auf der Gallerie erschien, sodann kam der Amerikaner und hinter ihm der Pole, der so ernst aussah, als wenn er wieder sein Schachbrett vor sich hatte. Der Erste dieser neuen Ankömmlinge polterte an Leon vorüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, ebenso der Amerikaner; aber nicht so der Pole, der auch dies Mal bewies, daß man ihm nicht umsonst eine besondere Sehkraft zuschrieb. Er blieb eine Sekunde vor Leon stehen, sah ihn an, lächelte und ging dann weiter.

Alle Drei schritten hinter dem Buckligen, der ein großes Interesse an dem Tanzen im Saale zu nehmen schien, vorbei, und begaben sich an das äußerste Ende der Gallerie, nahe dem Orchester. Hier nahmen sie Platz und waren gleich darauf damit beschäftigt, einige Champagnerflaschen knallen zu lassen.

Kaum war dies geschehen, so nahm Leon die entgegengesetzte Richtung der Gallerie, bis er in dem Gesichtskreise des Polen, hinter dem Rücken des Amerikaners war. Darauf nickte er dem Ersteren zu und ging dann rasch an den Tisch, wo die Drei Platz genommen hatten.

„Guten Abend, mein Herr," redete er den Polen in französischer Sprache an, ihm die Hand reichend, es ist lange her, daß wir eine Parthie gespielt haben." —

Der Pole erhob sich ehrerbietig. „Vermuthlich waren Sie krank," sagte er, „daß Sie so lange unsern Klub nicht beehrt haben." —

„Das nicht, ich war verreist," erwiederte Leon, „ich habe Einkäufe in Deutschland und der Schweiz machen müssen. Ich war fast drei Monate fort." —

„Der Teufel soll das französische Geschnatter holen," rief der Amerikaner aus, der übrigens jedes Wort in sich aufgenommen und unsern Leon von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte.

Der Letztere sah auf den Unterbrecher mit einer etwas vornehmen Miene und warf dann einen fragenden Blick auf den Polen. —

„Erlauben Sie mir," sagte Dieser zu dem Amerikaner, „daß ich Sie einem meiner Freunde, dem Herrn Lugard vorstelle. Herr Lugard — Herr —"

„Simson, mein Bester, Simson," sagte der Yankee, ein Glas Champagner hinunterstürzend.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr?" bemerkte der Blonde — den wir von nun an Heinrich nennen wollen — wahrscheinlich in Folge eines tüchtigen Fußtritts, den ihm der Pole unter dem Tische applicirt hatte.

Es dauerte nicht lange, so waren alle Vier in der lebhaftesten Conversation begriffen, unser Leon ein

gebrochenes Englisch und unser Yankee ein womöglich noch schlechteres Französisch affectirend. Leider ging es dem Letzteren damit nicht so glücklich, wie seinem Concurrenten, einerseits weil er trotz aller Vorsicht und trotzdem daß er sehr viel vertragen konnte, nicht hatte vermeiden können, seinem Kopfe mehr zuzutrauen, als dieser für die nothwendigen Beobachtungen brauchen konnte, und sodann weil er im Grunde doch ohne alle Uebung für dergleichen Schauspielerstückchen war.

Dem Falkenauge Rochuard's war natürlich Alles dies nicht entgangen, umsomehr, als er sich nach und nach gleichsam um die Gallerie gewunden und in nicht allzugroßer Entfernung von seinen Bekannten Posto gefaßt hatte. Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß der Pole ihn ebenso rasch bemerkte, als er Leon vorhin erkannt hatte und daß ihm keine Bewegung des Buckligen entging. Dieser sah ihn an, blickte darauf in den Ballsaal und ging langsam den Weg zurück, den er gekommen war, die Treppe hinab.

Der Pole, der natürlich sofort verstand, was sein Chef wollte, nahm nach einigen Minuten eine Cigarre aus seiner Tasche und erhob sich, als wollte er sich einen Fidibus holen. Daß er statt dessen die Treppe hinabging und mit ehrerbietigem Schweigen die Befehle Rochuard's entgegennahm, versteht sich von selbst.

Währenddem hüteten sich natürlich die beiden zurückgebliebenen Drahtzieher wohl, die Unterhaltung mit dem Amerikaner in's Stocken gerathen zu lassen; aber so sehr es auch unserm Leon einleuchtete, daß der neben ihm sitzende Fremde auf keinen Fall ein Amerikaner, ziemlich gewiß ein Franzose und höchst wahrscheinlich der wirkliche Graf Leon war, so wollte es ihm dennoch nicht gelingen, Diesen seine Rolle für einen Augenblick vergessen zu machen. Es dauerte übrigens nicht lange, so sollten ihm zur Erlangung dieses Zweckes neue Hülfsmittel werden. Der Pole kam nämlich zurück und zwar mit einer jungen Französin, die das reizendste Kind genannt werden konnte, das diesen Ort je betreten haben mochte. Sie konnte kaum 16 Jahre alt sein und sah ungefähr mit denselben Augen umher, wie die Pensionairin, die zum ersten Male in die Welt eingeführt wird.

„Ah, deßhalb hat sich der Herr entfernt," schrie Leon dem Polen entgegen. „Ich sage, Sie sind doch immer der alte Praktiker." —

„Ein schönes Kind," schmunzelte Heinrich. „Laßt sie uns in unsere Mitte nehmen," fügte er hinzu. —

„Nichts da, meine Herren," sagte der Pole, „ich kenne das, nachher habe ich das Nachsehen. Ich werde mit der Kleinen soupiren." —

Mit diesen Worten verbeugte er sich lachend und entfernte sich mit der Kleinen, nicht ohne vorher Leon einen bedeutsamen Blick zugeworfen zu haben.

„Das scheint ein leckerer Bissen zu sein," meinte der Amerikaner, mit wohlgefälligen Augen dem Mädchen nachsehend.

„Ich hätte Lust, ihm denselben wegzufischen!" rief Heinrich aus.

„Das wäre ein Kapitalspaß!" stimmte Leon ein.

„Wissen Sie was, meine Herren? wir gehen ihm nach," sagte Heinrich, indem er aufstand.

Die Drei verließen in Folge dieses Vorschlages die Gallerie und den Salon und nahmen dieselbe Richtung, die der Pole mit seiner Beute einschlug, Alles dies zur großen Genugthuung Rochuard's, der ihnen in einiger Entfernung folgte.

Sie sahen den Polen in eine der Seitenstraßen hineinbiegen, welche von Haymarket nach Regentstreet führen. Hier hielt er vor dem Privateingange eines Caffeehauses, dessen Aeußeres nichts weniger als apetitlich war.

Ohne sich auch nur im Mindesten zu beunruhigen, ob man ihm nachgefolgt sei oder nicht, riß unser Pole an einer Schelle, die in der Wand des Hauses angebracht war. Gleich darauf öffnete sich die Thüre und Cavalier

und Dame waren den Blicken unserer drei Bekannten, die wenige Schritte davon entfernt standen, entschwunden.

„Der Spaß wird sauer," meinte Leon.

„Und noch vor der Zeit," fügte ironisch der Amerikaner hinzu.

„Aber warum, meine Herren?" schrie der blonde Heinrich.

„Wollten Sie vielleicht auf dieselbe Weise in das Haus gelangen als unser Freund?" fragte Leon.

„Das nicht," entgegnete Heinrich, „aber da es sogar verschiedene Wege nach Rom giebt, so werden sich doch wohl zwei in jenes Haus finden, zumal wenn man, wie ich, die Ehre hat, den Wirth desselben zu kennen. Kommen Sie, meine Herren, ehe eine halbe Stunde vergeht, sind wir Meister des Terrains." —

Der Blonde ging also mit seinen Bekannten vor das Haus, und zwar nicht vor den Privateingang, wie der Pole, sondern vor den der Caffeewirthschaft, der in einer Glasthüre bestand, die mit einem schmutzig-rothen Vorhange bekleidet war, hinter welchem ein spärliches Licht hervorquoll.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, meine Herren, so kehren wir ein," bemerkte unser Heinrich, indem er die Thür öffnete und in eine jener Wirthschaftsspelunken trat, die in jeder großen Stadt mit dem Ehrentitel Nacht-

häuser belegt werden. Zwei Tische, eine Bank, zwei Stühle und ein altes, zerrissenes Exemplar einer Zeitung war das ganze Inventar dieses „Salons," wie der Besitzer diesen Raum nannte. Eine nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre befindliche, geschmückte Schenkmamsell und ein robuster Kerl mit struppigem Bart- und Haupthaar waren die menschlichen Ornamente des Zimmers, in welchem, wie immer an solchen Orten, eine schauerliche Stille herrschte.

„Drei Tassen Caffee!" kommandirte Heinrich.

Das Mädchen entfernte sich. Gleich darauf wurde der Herr Caffeewirth auf die Seite genommen. Er schien große Schwierigkeiten zu machen, aber endlich, nachdem er auf dem Boden ein Goldstück erblickte, das er, wie ihn der Blonde zu überzeugen wußte, verloren hatte, verließ er, mit dem Kopfe nickend, das Zimmer.

„Der scheint nicht wiederzukommen!" rief nach einigen Minuten Leon aus.

„Das wäre auch wider die Abrede," bemerkte Heinrich, indem er aufstand. „Kommen Sie, meine Herren!" —

Die Drei verließen das Zimmer und befanden sich bald im Korridor des Hauses.

„Nur leise, meine Herren," flüsterte Heinrich, „wir haben zwei Treppen zu steigen." —

Nachdem dies geschehen, machten sie Halt. Ihr Führer wies auf eine Thür. „Dort ist der Glückliche!“ flüsterte er, kaum hörbar.

Gleich darauf wurde von innen geklingelt. In wenigen Minuten glitt an ihnen die Holde aus der Caffeestube vorüber und verschwand im Zimmer. —

Noch ehe sie aber dies ausführen konnte, hatte auch schon der Blonde sein Kommandowort erschallen lassen und mit der Aufwärterin zugleich erschienen vor dem außerordentlich überraschten und erzürnten Polen seine alten Bekannten aus dem Piccadilly-Salon.

Es kostete, wie es schien, sehr viele Mühe, den Polen von dem Spaße dieses Besuches zu überzeugen. Er schrie und tobte, rief nach der Polizei, wollte den Wirth sprechen und ließ sich endlich doch besänftigen, zumal als der Amerikaner plötzlich ein halbes Dutzend Flaschen Champagner anrücken ließ und meinte, „es wäre doch viel gemüthlicher, die gemeinschaftlich begonnene Nacht auch gemeinschaftlich zu Ende zu führen.“

„Es thut mir nur Leid für das arme Kind,“ sagte der Pole, einen besorgten Blick auf die Französin an seiner Seite werfend. Aber dieselbe schien sich von dem Augenblicke an, als die Gesellschaft im Zimmer war, wenig um ihren väterlichen Freund zu kümmern.

Sie lachte, scherzte und trank Champagner wie eine

echte Habituée des Haymarket. Namentlich schien sie gar nicht abgeneigt zu sein, den Versicherungen des Blonden, der sie förmlich damit bombardirte, ein williges Ohr zu schenken. War es nun der Unmuth über diese Treulosigkeit oder etwas Anderes, genug, unser Pole widmete wieder seine volle Aufmerksamkeit seinen so späten Gästen, von denen man, wenn man die Quantität des genossenen Champagners berücksichtigt, hätte meinen sollen, sie bedürften jener nicht mehr. Zumal fing unser Amerikaner schon an, eine merkwürdige Gedächtnißkraft in Betreff der französischen Sprache zu offenbaren, ganze Sätze kamen ohne Anstoß mit einem Accente zu Gehör, der nichts weniger als amerikanisch lautete. Natürlich wurde dies so wenig von unserm Leon, als dem Polen bemerkt, trotzdem, daß die Conversation von ihnen, versteht sich ganz unabsichtlich, nur noch französisch geführt wurde.

„Ach was," rief der Pole aus, „der Wein, die Liebe, das Spiel heißt ein alter Satz. Was meinen Sie zu einer Parthie Bouillotte, mein Herr Amerikaner?" —

„Mir ist Alles recht," entgegnete Dieser mit einem leisen ironischen Lächeln um seinen Mund, wahrscheinlich in Erinnerung der Parthie, die er mit Oberthal gespielt hatte.

Es versteht sich von selbst, daß die Karten sich ganz

von ungefähr im Zimmer fanden und daß nach Verlauf weniger Minuten weder der blonde Heinrich, noch dessen schöne Nachbarin zu sehen war.

„Sie sind ein Glückskind," meinte Leon, indem er seine Cigarrentasche hervorholte und dieselbe dem Amerikaner präsentirte.

Der Letztere nahm sich eine Cigarre und zündete sie an, etwas was unserem jugendlichen Drahtzieher eine besondere Befriedigung zu gewähren schien.

„Verloren!" rief der Pole etwas unwillig aus. „Sie sind ein Meister," fügte er lächelnd hinzu.

Leon schenkte ein und kredenzte dem Fremden. „Ist es Ihnen gefällig, Herr Graf?" sagte er mit der größtmöglichsten Unbefangenheit.

Der Amerikaner griff nach dem Glase, jedoch plötzlich ließ er es stehen. „Verzeihen Sie," sagte er, „ich glaubte, Sie hätten mir ein Glas angeboten." —

„Allerdings," entgegnete Leon, der fühlte, daß er zu weit gegangen war und nur durch die größte Unbefangenheit das Verderben wieder gut machen konnte.

„Ich glaubte, Sie nannten einen Namen, der mir nicht gehört," versetzte ebenso unbefangen der Amerikaner.

„Ich?" fragte Leon verwundert, den Polen anstoßend.

Dieser blickte auf. „Ich habe nichts gehört," bemerkte er.

„Nun, dann mag ich mich wohl verhört haben,“ entgegnete der Yankee ruhig, das dargebotene Glas leerend.

Man spielte weiter, das Glück wandte sich zu Gunsten des Polen.

„Ihre Cigarre ist verteufelt stark,“ bemerkte der Fremde, dieselbe aus dem Munde nehmend und in die Ecke werfend.

Jedoch kaum war dies geschehen, so wurde die Thüre aufgerissen und vier Männer, bestehend in zwei Polizei- und zwei Delectivbeamten, stürzten herein, drei von ihnen je einen der Anwesenden packend, der vierte sich des Geldes und der Karten bemächtigend.

„Sie sind unsere Arrestanten, meine Herren,“ sagte einer der Polizeibeamten.

„Wir sind verloren!“ rief der Pole in französischer Sprache.

„Noch nicht,“ schrie der Amerikaner, dem einen Polizeibeamten einen Schlag versetzend, der Diesen sofort auf den Boden warf, und sodann an die Thür springend. Aber hier wurde ihm von dem vierten Polizeibeamten der Weg verrannt, der ihn dermaßen fest packte, daß er seiner Hände nicht mehr mächtig war.

Während dem rang unser Leon wie ein Löwe mit einem der Delectivbeamten. Beide wälzten sich auf

dem Boden, auf den plötzlich etwas Hartes fiel, das sofort von einem der Anwesenden aufgefangen wurde. Kaum war dies gehört worden, so schienen die Kräfte des Beamten nachzulassen. Leon, dies bemerkend, erneuerte seine Anstrengungen, raffte sich empor und wußte, allerdings mit total zerrissenen Kleidern und entblößter Brust, zu entkommen.

Aber so leicht dies Leon wurde, so schwer schien es unserem Amerikaner werden zu wollen. Vergebens suchte er sich aus den Klauen des Polizeibeamten zu befreien, er fühlte, daß er es mit einem Stärkeren zu thun habe. Endlich bot er Waffenstillstand an und bat einem der Offiziere eine Privatmittheilung machen zu dürfen.

Dieser Letztere war dazu sehr gern bereit und nahm unsern Yankee in eine Ecke des Zimmers. Dieser zog eine Karte aus seinem Taschenbuche und schrieb einige Worte darauf.

„Das ist meine Adresse,“ flüsterte er dem Beamten zu, „lassen Sie mich gehen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich morgen auf jede Aufforderung stellen werde.“ —

Der Beamte schüttelte mit dem Kopfe.

„Verlassen Sie Sich darauf,“ fügte der Amerikaner hinzu, „ich werde Ihre Hülfe noch in Anspruch nehmen.

Vorläufig dies.“ — Dabei drückte er dem ehrenwerthen Handhaber des Gesetzes eine Zehnpfund-Note in die Hand.

„Sie scheinen ein Ehrenmann zu sein,“ meinte der Beamte, „Sie mögen gehen!“ —

Kaum war dies geschehen, kaum war der Yankee die Treppe hinab, so brachen sämmtliche Anwesende in ein lautes Gelächter aus, in welches einer unserer alten Bekannten, der sich plötzlich ebenfalls hier befand, einstimmte.

„Haben Sie es?“ fragte Rochuard, denn dieser war der Neuangekommene, den Polen.

Dieser hielt ihm ein kleines Kreuz von schwarzem Ebenholz entgegen.

Die Augen des Buckligen funkelten, seine Hände zitterten, als er dieses Kreuzes ansichtig wurde. „Also doch!“ murmelte er.

„Und hier ist der Name und die Adresse des Herrn Amerikaners,“ sagte einer der Beamten, die, wie sich der Leser denken wird, ebenfalls zu der ehrenwerthen Association der Drahtzieher gehörten.

„Graf Albert de Leon, Hotel Dubourg,“ las Rochuard. „Zwei Fliegen mit einer Klappe,“ fügte er mit einer vor Freude zitternden, halblauten Stimme hinzu. „Hören Sie,“ sagte er dann zu dem Polen, indem er

ihn auf die Seite nahm, „suchen Sie Leon auf, sagen Sie ihm, daß Sie die Beamten überwältigt und dieses Kreuz auf dem Boden gefunden hätten. Vielleicht wüßte er, wem es gehört.“ —

„Ich verstehe,“ bemerkte lachend der Pole.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ rief der Buckslige aus, „hier sind noch zehn Pfund, eine vergnügte Nacht!“ —

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Achtes Kapitel.

In jenem Theile der City, der unter dem Namen Whitechapel das Schrecken aller Salons, der Popanz aller jugendlichen, namentlich weiblichen Einbildungskraft, kurz das Mysterium aller Derer ist, die von London nichts kennen, als die lachenden, glänzenden, reichen Straßen des Westend, dort, wo die billigsten, aber auch gefährlichsten Nachtquartiere zu haben sind und wo alle Die Obdach finden, welche noch so glücklich waren, von der Hydra der Londoner Gesellschaft im Laufe des Tages im eigentlichen Sinne des Wortes zwei Pfennige zu erobern, in Whitechapel, wo die Association der niedrigsten, namentlich deutschen, Bettelbriefschreiber wohl organisirt ihr Lager aufgeschlagen hat, in diese große Welt des Schmutzes, des Lasters und der Geschäftigkeit, ist eine andere Welt eingeschlossen, eine Welt im Kleinen, die aber mit den allergrößten Interessen der übrigen Gesellschaft zusammenhängt und auf die letztere von ungeheuerem Einflusse ist. Diese kleine Welt ist die der Juden, und so wie Frankfurt seine Judengasse, Hamburg seinen Steinweg, so hat London sein Petticoatlane.

Man denke sich die Frankfurter Judengasse, zehn Mal so groß, von vielen Straßen oder richtiger Höfen durchschnitten, die alle den gleichen Charakter tragen und man hat Petticoatlane. Mitten in dem bevölkertsten Theile der Stadt eingepfercht erscheint dieses Viertel als nach oben geöffnete Höhlungen, die in der Häusermasse eines bestimmten Districtes angebracht sind. Es sind schmale Durchgänge, und zwar oft so schmal, daß, wenn man die Arme ausbreitet, man die entgegengesetzten Wände berührt, es sind Richtwege, zwischen den beiden Hauptlinien Whitechapels angebracht, ursprünglich vielleicht nicht dazu bestimmt, Menschen aufzunehmen, in die sich die fluchbeladene Nation verkrochen, eingenistet und in welcher sie sich ausgebreitet hat. —

Petticoatlane ist selbst von vielen Londonern nicht gekannt und mancher John Bull mag nicht wenig erstaunt sein über diese wirklich neue Welt, wenn der Zufall ihn hier durchführt. Aber wenn auch der Ort selbst nur von Wenigen, die nicht zu ihm gehören, heimgesucht wird, sein Inhalt tritt uns jeden Augenblick vor die Augen und an unser Ohr; denn ebensowenig wie wir der Luft ausweichen können, die uns umgiebt, ebensowenig können wir den verhängnißvollen Kleiderhändlern und ihrem ewigen „old clothes!" entgehen. — Es ist Petticoatlane, das jeden Morgen diese Emissaire

jüdischen Glaubens und jüdischer Tradition hinausschickt in alle Winde, durch die feinsten, wie die schmutzigsten Quartiere der Stadt, und am Abend Beute beladen wieder aufnimmt. Aus diesem Verstecke heraus werden die Netze über die Stadt geworfen, und wenn die letztere auch nichts weiter als den Schmutz hergiebt, Petticoatlane weiß selbst den Schmutz zu verwerthen. Hier wird Alles aufgenommen, die Diamanten der Gräfin, der Korallenschmuck der Arbeiterin, die goldene Uhr des jungen Lords und das tombackene Familienstück des Bauers, der elegante Anzug von Berton und der Guinea-Rock von Moses & Sohn. — Alles findet hier seinen Platz, seine Bestimmung, seine Verwerthung, und hier wird auch jene großartige Metamorphose vorgenommen, vermöge welcher das Alte neu und das Neue alt wird, je nachdem die Nachfrage da ist. Wie Mancher, der einen eleganten Frack im neuesten Schnitt sucht und dafür zahlt hätte dasselbe Kleidungsstück in einer ganz andern Facon den Tag vorher noch in Petticoatlane erblicken können; wie Manchem, der ein seltenes Familienstück, einen Ring, ein Armband, irgend ein Andenken an eine vergangene Zeit sucht, um damit einen Erbschaftstitel zu erlangen, etwas was in England nur zu oft vorkommt und einer eigenen Klasse von Menschen, den Erbschaftsschwindlern, Beschäftigung giebt, wird an

diesem Orte die letzte Arbeit eines Fabrikanten aus der City, die natürlich nichts weniger als neu aussieht, angeboten. Petticoatlane ist mit einer ungeheuern Schmutzrinne zu vergleichen, durch welche die Gesellschaft in ihren Lumpen hindurchgeht, um geflickt und präsentabel auf der andern Seite herauszukommen.

Daß ein solcher Ort eben nicht appetitlich aussieht, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Häuser sind schwarz und verfallen und durch die Fenster ist meistentheils nicht hindurch zu sehen, sei es, daß die Zeit und die Luft einen undurchdringlichen Schleier darüber gezogen haben, sei es, daß sie mit erschacherten Gegenständen verhangen sind, die Eingänge sind ebenfalls fast immer den Blicken verschlossen, und zwar in Folge der davor gehängten Kleidungsstücke und sonstigen Garderobegegenstände. Abgesehen davon, daß dies, sowie die mit allen möglichen Sachen angefüllten Ausbaue der Häuser dem Durchpassirenden die ohnehin schmale Straße noch schmäler machen, sind auch noch mitten im Wege Karren mit Waaren aller Art aufgestellt, förmliche Schneider- und Schuhmacherwerkstätten, wo geflickt und gewichst wird, so daß man gezwungen ist, sich an den Wänden fortzuschleichen und mindestens in dieser Beziehung an Neapel erinnert wird, wo ebenfalls der ärmere Handwerker sein Atelier in der Straße aufgeschlagen hat.

Frägt man nun nach den Menschen, die hier dem Blicke des Suchenden begegnen, so dürfte derselbe weit mehr auf Frauen als auf Männer stoßen. In der That, da die Letzteren den Fang vollziehen müssen, so wird man auch in den meisten Fällen Frauen in ihrer Behausung erwarten können. Es sind Jüdinnen, alte wie junge, schöne wie häßliche, allen Nationen angehörend, die hier die Luft mit ihrer bekanntermaßen ziemlich lebhaften Conversation anfüllen. Sie Alle entwickeln jenen Geschäftssinn, der den Frauen im Allgemeinen, den jüdischen aber besonders, gegeben ist. Ihre Kleidung ist ärmlich, trotzdem daß hinter ihnen in den schwarzen Löchern, die sie ihre Wohnung nennen, vielleicht das noch kaum benutzte Kleid einer Fürstin versteckt ist, trotzdem, daß ihre Ehemänner oder ihre Väter über Tausende von Pfunden gebieten können. Wer sollte es z. B. denken, daß hinter diesen im eigentlichen Sinne des Wortes bettelhaft erscheinenden Juden, in diesen gewiß nicht menschlich zu nennenden Behausungen die gefürchteten Gebieter manches adligen Herrn des Westend, die Schätze mancher vornehmen Dame der Aristokratie verborgen liegen? Wir selbst kennen einen Bewohner dieses Ortes, der mehr als funfzig Häuser und wahrhaft elegante Häuser in den verschiedenen Theilen Londons besitzt und trotzdem in demselben schmutzigen Rocke, auf dieselbe

schmutzige Weise alltäglich „sein Geschäftchen macht". Gewiß haben Diejenigen Recht, die Petticoatlane das Asyl der Fabel und Wunder nennen. Es ist eine merkwürdige Welt, eine Welt für sich, die ihre eigenen Sitten, Gebräuche und häuslichen Einrichtungen, ja, ihre eigenen Schulen hat, abgesehen davon, daß Caffee- und Bierhäuser auch hier, natürlich dem Charakter des Ganzen angemessen, nicht fehlen. Daher treffen wir hier so viele alte Juden mit greisen Köpfen, die in den letzten zwanzig Jahren nicht hinausgekommen sind und gar nicht wissen, was „da draußen" vorgegangen ist und wie die andere große Welt denn eigentlich aussieht. Sie leben, wie sie immer gelebt haben, mit ihren Kindern, Verwandten und Freunden, und sie feiern ihren Schabbes, wie sie ihn immer gefeiert haben; denn Petticoatlane sorgt für Alles, und so auch für die Synagoge.

Aber wenn auch der Leser bis jetzt nichts gefunden hätte, was sein Erstaunen herausfordern konnte, Eins wird ihn vielleicht dennoch überraschen, und zwar, daß an diesem Orte des Schmutzes und der Wunder, in einer dieser hölzernen Baracken — der elegante Oberthal das Licht der Welt erblickte, und nicht bloß ein gutes Stück seines Lebens darin zubrachte, sondern auch in diesem Augenblicke darin befindlich ist. Wir finden ihn nämlich in einem jener wirklich fabelhaften Häuser,

die Petticoatlane seine Caffees nennt, sein Frühstück zu sich nehmend. Dieses Caffeehaus besteht aus einem großen Zimmer auf dem Flur, mit einem kleinen Dachstübchen darüber. Die Decoration des Zimmers besteht in einer alten, zerrissenen Tapete, einem in einer Ecke angebrachten, zerlöcherten Schenktische, auf dem einige beschädigte Tassen stehen, einem langen mit Wachstuch überzogenen Tische und zwei Bänken. Im Dachstübchen finden wir keine Tapeten, keine Stühle und ein Bett, das sehr viele Menschen ebenfalls für keins erklären würden.

Oberthal sitzt im untern Zimmer und rührt gedankenvoll in dem Gebräu herum, das hier Caffee genannt wird. Vor ihm steht eine junge, recht hübsche Jüdin in einem abgeblaßten seidenen Kleide, das vermuthlich erst aus sechster, siebenter Hand in die ihrige übergegangen ist, und einem echt orientalischen Kopfputze, und hinter dem Schenktische sitzt eine alte, feiste Judenfrau, die unaufhörlich damit beschäftigt ist, ihre Augen zu trocknen und ihrer Zunge den freiesten Lauf zu lassen. Das Mädchen ist die Schwester, die Frau die Mutter Oberthal's.

„Ich hab's immer gesagt," hören wir die Letztere kreischen, „es kommt nichts dabei heraus. Aber wie kann's auch anders sein! den Großen spielen, ohne

Geld, ohne Geschäft! O wenn das der selige Meier wüßte!" —

„Aber Mutter, wie heißt," fing die Tochter an, „red'st Du doch, als hinge der Jacob am Galgen." —

„Was nicht ist, kann noch kommen," meinte die Alte, „wie war's mit dem Amsel Hirsch? Dem war auch Petticoatlane zu eng. Jetzt ist er in Australien, aber wie? Daß Gott erbarm!" —

„Mutter, der Anselm Hirsch hatte gestohlen!" schrie die Tochter.

„O, wer weiß, wer weiß!" lamentirte die Mutter, einen trüben Blick auf ihren Sohn werfend.

„Werdet Ihr bald aufhören mit Eurem Geschnatter," begann Jacob, indem er seinen Kopf in die Höhe richtete. „Wenn es ein Mensch hörte! Was ist's denn?" fuhr er fort, indem er aufsprang, „lumpige zehn Pfund, und noch dazu geliehen!" —

„Wie heißt leihen!" schrie die Mutter, „sage doch gleich, schenken." —

„Wozu brauchst Du denn das Geld, Jacob?" fragte die Schwester.

„Nichts weiter, als eine momentane Verlegenheit, Sarah, meine Freunde sind aus der Stadt, sonst würde ich gewiß nicht —"

„Zu uns kommen,“ unterbrach die Mutter, „wir wissen, Du kommst nur, wenn Du uns brauchst.“ —

Es ging auf diese Weise fort. Die Mutter schalt, weinte, kreischte, die Tochter suchte zu vermitteln und unser Jacob benahm sich bald wie ein Grand-Seigneur des Westend oder wie der Drahtzieher aus dem Gasthause an der Heerstraße, bald wie ein echtes Kind Petticoatlane's. Es kann nicht überraschen, daß ihm einfiel, wie von allen seinen Connexionen, von allen seinen Freunden im Grunde seine Mutter doch noch die treueste war; denn zu ihr konnte er kommen, wie er gestern Nacht that, ein Obdach zu verlangen, ohne befürchten zu müssen, zurückgewiesen zu werden, sie schalt wohl, aber sie gab doch zuletzt, wie alle Mütter thun. Man wird nun nicht wenig überrascht sein, den eleganten Drahtzieher Oberthal in Sorge um ein Obdach zu finden. Aber das ist das Eigene dieses Standes, daß derselbe Tag, dieselbe Woche Glanz, Ueberfluß, Schmutz und Misère zusammenführt, zumal für einen Drahtzieher, wie Oberthal, den im eigentlichen Sinne des Wortes die Faulheit dieses Geschäft hatte ergreifen lassen. — Oberthal war ein geborner Flaneur, er konnte Tage lang Regentstreet auf- und abgehen, vor jedem Laden stehen bleibend und die neuesten Sachen darin seinem Kennerblicke unterwerfend, oder auch bei Verry zwanzig Mal

ein- und ausgehen, die Lorgnette im Auge, bald eine Zeitung in die Hand nehmend, aber nicht lesend, bald ein Glas Eis verzehrend; sodann auf dem Divan stundenlang Rast halten, der schönen Welt im eigentlichen Sinne des Wortes seine ganze Aufmerksamkeit widmend. Alles dies ist gewiß selten in einem Juden, zumal in einem Juden aus Petticoatlane, wo man meinen sollte, daß die Geschäftigkeit, „das Rebbes machen", wenn auch nicht angeboren, doch mindestens anerzogen würde; aber sollten die bekannten Widersprüche der Natur nicht auch auf Petticoatlane ausgedehnt werden können? Gewiß, Alle, welche das Geschick in die Kreuz- und Querzüge der modernen Gesellschaft führt, werden wissen, daß es auch jüdische „Bummler" giebt, die ganz gewiß den christlichen nichts nachgeben. Gerade die Gegensätzlichkeit der Natur findet hier ihre volle Bestätigung, und je geschäftiger und eifriger der Jude im Allgemeinen ist, je nachlässiger und indolenter wird er sein, sobald ihn die Verhältnisse zu einem „Drahtzieher" gemacht haben. — Oberthal liefert den glänzendsten Beweis, denn sonst würde er mindestens dafür gesorgt haben, seinem Hauswirthe die seit langem rückständige Miethe zu zahlen, um der unangenehmen Lage überhoben zu sein, schließlich einmal an eine verschlossene Thüre zu kommen, etwas was dem Armen noch in voriger Nacht begegnet war.

und wodurch er eben gezwungen war, nach dem Orte seiner Kindheit, nach Petticoatlane zu wandern und seinen „Theuern" die Aufwartung zu machen. „Lumpige zehn Pfund" will er haben, um sie natürlich nicht seinem Wirthe zu zahlen, sondern damit auf's Neue bei einem Andern eine größere Schuld zu contrahiren. Man sieht, sogar ein so unverbesserlicher Flaneur, wie Oberthal, versteht sich, wenn es sein muß, auf das „Rebbes machen."

„Lumpige zehn Pfund! Jacob, Jacob, wie viele Tassen Caffee zu einem Penny (in Petticoatlane darf natürlich nicht mehr gefordert werden) muß Deine arme Mutter ausschenken, damit die „lumpigen zehn Pfund" herauskommen!" —

Aber warum wendet sich der Drahtzieher nicht an seinen Chef? wird man fragen. Ja wenn er nur dürfte, wenn er sich nicht fürchtete, jetzt, wo er sich durchaus nicht der Gunst desselben erfreut, mit seinem Anliegen herauszurücken. Ueberhaupt ist er mit diesem Chef sowohl als seinen übrigen Collegen sehr unzufrieden. Er frägt sich mit Recht: „was habe ich davon?" Es geht ihm wie Leporello, er will nicht mehr Diener sein. In der That, er ist eine Art Leporello der Association, er wird hier und dorthin gestoßen, ohne zu wissen warum? zu welchem Zwecke?

„Wenn ich nur etwas davon hätte!" meinte er immer wieder. Das ist es, Oberthal würde sehr gern Leporello spielen, wenn es womöglich jede Stunde eine Zehnpfund-Note gäbe, aber alle acht Tage — „nein, das geht nicht länger!" ruft er aus.

Er war mit diesen und andern Gedanken beschäftigt, ruhig den Strom der Ermahnungen und Verwünschungen von Seiten seiner Mutter über sich ergehen lassend, als plötzlich in der Thüre der Caffeestube eine schwarzgekleidete Dame erschien, tief verschleiert, aber dennoch in ihrem Wesen so viel jugendlichen Reiz und Anstand verrathend, daß sie, zumal an diesem Orte, ein erhöhetes Interesse einflößen mußte.

„Ich wünsche Herrn Oberthal zu sprechen," sagte die Dame.

„Wir heißen Meier," schrie die Mutter ihr entgegen, die jedes Mal, wenn sie den angenommenen Namen ihres Sohnes hörte, womöglich in ein noch größeres Lamento ausbrach, als wenn sie diesen selbst sah.

„Mein Name ist Oberthal," entgegnete der Sohn rasch, indem er einige Schritte vortrat.

„Kann ich Sie nicht allein sprechen?" fragte die Dame, indem sie um sich blickte.

Der Sohn folgte diesem Blicke mit einiger Verlegenheit und sah dann auf seine „geliebte" Mutter.

„Laß uns gehen, Mutter," flüsterte die Tochter. „Wer weiß, wozu es gut ist!" —

„Ach was, dummes Kind, was kann aus dem Quartiere Gutes kommen," brummte die Alte, aber trotzdem mit der Tochter hinausgehend, d. h. natürlich auf die Straße. —

Die Dame schlug den Schleier zurück.

„Ist es möglich, Fräulein Paquita!" schrie Oberthal mit einem Erstaunen, wie der Besuch eines solchen Mädchens an diesem Orte nur hervorrufen konnte.

„Ich habe Sie schon in Ihrer Wohnung und an anderen Stellen gesucht, bis ich denn endlich erfuhr, daß man Sie auch hier antreffen könnte," sagte das Mädchen sehr rasch, dem Anscheine nach von einer heftigen innern Bewegung ergriffen.

„Mein Gott, wollen Sie Sich nicht setzen?" rief Oberthal in der frühern Weise aus.

„Nein, nein," antwortete Paquita heftig.

„Aber, daß Sie mich hier —"

„Ich gehe in die Hölle, mein Herr, wenn es sein muß," unterbrach das Mädchen, indem es krampfhaft die Hände ballte.

Oberthal wich einen Schritt zurück, die Spanierin flößte ihm Furcht ein. In der That, ihre Erscheinung hatte etwas Drohendes, Herausforderndes, etwas von

dem Unheimlichen, Düsteren einer Rachegöttin, freilich einer sehr schönen.

„Und womit kann ich dienen?" fragte Oberthal, vergebens nach einem Schlüssel zu diesem Besuche in seinem Hirne forschend.

Paquita sah ihn einen Augenblick an, sie wollte augenscheinlich auf dem Grunde seiner Seele lesen. Oberthal konnte den Blick nicht aushalten, er schlug die Augen nieder.

„Hier sind hundert Pfund," begann sie langsam. Oberthal sperrte bei diesen Worten nicht bloß die Augen, sondern alles Mögliche auf.

„Hier sind hundert Pfund," wiederholte das Mädchen, indem sie eine Banknote aus ihrem Portefeuille hervorholte, fortwährend die Augen auf Oberthal gerichtet, der jedoch nur noch die Note sah, „sie sind die Ihrigen, wenn —"

„Wenn —" unterbrach der Drahtzieher in der höchsten Spannung.

„Wenn Sie mir sagen, wo Leon ist," fügte sie rasch hinzu.

O weh, armer Oberthal, das Geld ist verloren, denn zu wissen, wo Leon ist, übersteigt Deine Kräfte. — Doch halt! Du lügst ihr etwas vor. So dachte Oberthal und er wollte eben zu diesem Zwecke den

Mund öffnen, als das Mädchen ihm schnell und gebieterisch zurief: „Lügen Sie nicht, mein Herr, vergessen Sie nicht, wer vor Ihnen steht!“ —

„Aber, mein Gott,“ jammerte der Jude, „wie soll ich wissen, wo der Herr ist? Ich habe ihn in mehreren Tagen nicht gesehen.“ —

„Hat man Ihnen nicht gesagt, wo man ihn hingeschickt hat? Besinnen Sie Sich,“ fiel das Mädchen fast fieberhaft rasch ein.

„Hingeschickt?“ fragte Oberthal erstaunt.

„Es ist etwas im Werke, ich weiß,“ sprach Paquita. „Wo ist Herr v. Crezy?“ —

„Herr v. Crezy, mein Gott, der wird bei den Thompson's sein!“ schrie der Drahtzieher, in welchem es anfing Licht zu werden.

„Wo wohnen die Thompson's? Rasch, rasch,“ drängte Paquita.

„Ich habe es, er wird da sein, richtig, richtig!“ schrie Oberthal mit leuchtenden Augen, vor denen offenbar die hundert Pfund schwebten.

„Upton Park, Llongh.“ —

Paquita drückte bei diesen Worten krampfhaft ihre Hände zusammen. Ein leises Zittern schüttelte ihren Körper. „Oberthal,“ sprach sie leise, mit bebender Stimme, „Sie lügen nicht?“ —

„So wahr mir Gott helfe,“ antwortete der Drahtzieher, Upton Park, Llongh, jedes Kind wird Ihnen die Thompson's zeigen können.“ —

„Hier sind die hundert Pfund!“ rief Paquita, die Note hinwerfend und wie der Blitz von dannen eilend.

„Hundert Pfund!“ schrie Oberthal, indem er die Note vom Boden aufnahm und sie von allen Seiten betrachtete. „Hundert Pfund!“ — „Ein werthvolles Papierchen,“ fügte er hinzu, die Note zwischen zwei Fingerspitzen haltend.

„Nun, was giebt es?“ fragte Sarah, die, von ihrer Mutter gefolgt, sofort wieder erschien, als sie die Dame hatte forteilen sehen.

„Was soll es geben?“ antwortete Oberthal, natürlich flugs wieder den Grand-Seigneur des Westend repräsentirend, „die Dame, die ihr dort soeben gesehen habt, die Gräfin —“

„Nun?“ fragten Mutter und Tochter gespannt.

„Sie hat mir eine alte Schuld abgetragen,“ warf der Sohn nachlässig hin.

„Eine alte Schuld, Dir?“ begann die Mutter, „als wenn Dir Jemand etwas schuldig sein könnte.“ —

„Kennt Ihr dies?“ fragte Oberthal, den Beiden die Note hinhaltend.

Die Alte wollte darnach greifen.

„Nichts da, Mutter, man muß nie ein Papierchen aus der Hand geben," bemerkte der Sohn, die Note zwischen seine beiden Hände nehmend und der Mutter und Schwester vor den Augen haltend. „Kennt Ihr das?" —

„Hundert Pfund!" schrie Sarah.

„Hundert Pfund!" murmelte die Mutter, den Kopf schüttelnd. „Sie ist falsch, sie muß falsch sein!" schrie sie dann.

„Falsch?" wiederholte Oberthal mit großer Ruhe, verächtlich die Achsel zuckend. „Falsch! Sarah, sage doch der Esther Liepmann, sie möchte sich herüberbemühen!" —

Sarah ging und kam gleich darauf mit einer alten hageren Jüdin zurück, welche auf der andern Seite der Straße ein Wechselgeschäft hatte und wegen ihrer außerordentlichen Kenntniß aller möglichen Sorten Geldes weit und breit berühmt war.

„Esther," fragte Oberthal, „wie viel für die Note?" —

„O weih geschrien, hundert Pfund, so wahr mir Gott helfe, 'ne richtige Hundertpfund-Note! Wie kommst dabei?" — So schrie Esther.

„Ist gut, Esther," entgegnete Oberthal, die Note in seine Tasche steckend. „Adieu!" —

„Du kannst mir wohl was abgeben,“ rief Sarah, dem Davoneilenden nach, „Du hast es noch nie gethan!“ —

Vergebens, Oberthal hörte nicht und sah nicht, er fühlte nur noch die hundert Pfund in seiner Westentasche. Was sind auch für einen Drahtzieher alle Bande der Natur gegen hundert Pfund! — Kaum aus Petticoatlane heraus, sehen wir Oberthal ein Cab nehmen. Warum sollte er nicht? Hat er doch hundert Pfund! „Cornhill!“ ruft er dem Kutscher zu. Dort wohnt ein Wechsler. Der kleine Theil der Note wird zu Gold verwandelt. — „Ah!“ ruft er aus, tief Athem holend, als er wieder die runden, harten Füchse in seiner Westentasche fühlt. Was nun? Haymarket muß natürlich der nächste Ort sein, zumal die Zeit des Frühstücks heranrückt. Also „Haymarket!“ heißt es zum Kutscher. In Haymarket angekommen wird gefrühstückt und dann? „Ja, was dann?“ ruft Oberthal aus. Wie natürlich, daß er an diesem Orte Hôtel Dubourg nicht vermeiden kann, wie natürlich, daß ihm sein Amerikaner einfällt, wie natürlich, daß er ihn aufsuchen will, jetzt, wo er hundert oder richtiger 99 Pfund hat und Revange nehmen kann für den ihm angethanen Affront, einen besseren Kartenkünstler gefunden zu haben, als er selber ist. — Bevor wir jedoch Oberthal Einlaß bei dem

Amerikaner gestatten können, müssen wir Diesen selbst einen Augenblick näher in Augenschein nehmen.

Wir finden ihn im Hôtel in seinem Zimmer. Er ist wieder Graf Albert de Leon und zwar ohne Brille und ohne Yankeekostüm; der Amerikaner scheint ihm denn doch zu gefährlich zu sein. Zwar fühlt er sich jetzt, nachdem er einen Tag der Ruhe genossen hat, bei weitem besser, als am Morgen nach seinem Abentheuer mit dem Polen und dem blonden Heinrich, zwar glaubt er mit Recht, daß, nachdem ihn die Polizei am gestrigen Tage in Ruhe gelassen hat, die Zehnpfund-Note nicht ohne Wirkung geblieben sein müsse, zwar ist der genossene Champagner und Alles, was ihm sonst noch gereicht worden sein mag, schon längst verdunstet und sein Kopf und seine Sinne haben wieder die gewohnte Ruhe und Klarheit; aber trotz diesem Allen fühlt er sich nichts weniger als zufrieden, er glaubt mit Allem, was er bis jetzt in London erfahren hat, unzufrieden sein zu müssen, vor Allem aber mit seinem Intendanten, der ihm doch versprochen, nähere Details einzusenden und von dem er bis jetzt vergebens im Postamte einen Brief erwartet hat. Freilich, hätte er gewußt, daß bereits ein Anderer, und zwar der Marquis von Rainswood, der, wie wir wissen, durch den Inhalt des Taschenbuchs von dem Eintreffen des Briefes unter-

richtet war, denselben in Empfang genommen hatte, so würde er sich weniger über die Nachlässigkeit und Unzulänglichkeit der englischen Beamten gewundert haben, die ihm auf alle seine Anfragen ein Mal antworteten, der Brief sei bereits abgeholt worden, ein anderes Mal, er sei noch gar nicht angekommen.

Der Leser wird nun gewiß fragen, was den Grafen bewog, diesem Briefe eine solche Wichtigkeit beizulegen? Wir antworten darauf, daß von dem Augenblicke an, wo es ihm nicht gleichgültig sein konnte, seinen Namen mißbraucht zu sehen, zumal zu einem Zwecke, dessen Erreichung ihm selbst sehr wünschenswerth, ja nothwendig war, er natürlich den Mittheilungen, welche ihm eine Aufklärung über diesen Mißbrauch, welche ihm die Mittel an die Hand geben sollten, denselben unschädlich zu machen, mit der allergrößten Erwartung entgegen sehen mußte. Damit wir es nur gleich sagen, es handelte sich bei dieser Angelegenheit für den wirklichen Grafen Leon vielleicht um eine größere Lebensfrage, als für den falschen und die übrigen Betheiligten, denn wenn den Herren Drahtziehern im Fall des Mißlingens hundert andere Wege offen blieben, sich auf die gewohnte ehrliche Weise durchzuschlagen, so würde doch dem Herrn Grafen, falls er nicht Fräulein v. Crezy als seine Braut heimführen sollte, nichts Anderes übrig bleiben, als auf's

Neue nach Amerika zu wandern und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes als Auswanderer. Der Herr Graf gehörte zu jenen jugendlichen Vertretern der französischen Aristokratie, die entsetzlich viel mehr gebrauchen, als sie einnehmen können und dessen Vermögensverhältnisse, als er vor zwei Jahren nach Amerika ging, bereits ziemlich stark zerrüttet waren. Zwar hatte sein sehr geschickter Intendant, der uns wohlbekannte Herr van der Ruyten, diesen Zustand so gut wie möglich zu verbergen gewußt, aber dennoch auf der andern Seite seinem Gebieter nicht verheimlichen können, daß, wenn keine neuen Zuschüsse kämen, seine Finanzwissenschaft nicht mehr ausreichte, einen gänzlichen Bruch zu vermeiden. Und da der Herr Intendant seine Geschicklichkeit auch in andern Kombinationen zeigen wollte, als in dem Finanziellen und da es überdies sein Interesse war, so lange wie möglich Geschäftsführer eines Mannes zu bleiben, der sich um nichts kümmerte, so hatte er die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf die zwar noch sehr jugendliche, aber hübsche und heirathslustige Tochter seines Nachbars, des Herrn v. Crezy, zu lenken und nach und nach denselben so sehr dafür zu gewinnen gewußt, daß der Herr Graf das Fräulein bereits als seine rechtmäßige Braut betrachtete. Wie natürlich daher, daß er, als er plötzlich erfuhr, diese Braut sei noch in sehr starke Nebel

gehüllt — Herr van der Ruyten hatte nämlich, als er ursprünglich die Hand zur Ausführung des Komplots der Drahtzieher bot, keine Ahnung davon, daß es sich um etwas Anderes handelte, als dem reichen Herrn v. Crezy ein Paar Tausend Francs abzuschwindeln, als ihm aber seine Spione mittheilten, daß auch die Tochter des Franzosen Gefahr lief, für ihn und seinen Herrn verloren zu gehen, sofort den Letzteren von Allem unterrichtet — sich nichts weniger als à son aise fühlte. Daher seine schnelle Abreise von Amerika, daher seine Zufluchtnahme zu der Verkleidung, daher die ungeheure Thätigkeit, die er entwickelte, sobald er auf englischem Boden war, daher seine sich mehr und mehr steigernde Unruhe, die ihn auch schon gestern veranlaßt hat, sofort an seinen Intendanten telegraphiren zu lassen, mit der Anfrage: was zu thun sei? und dessen Antwort er jetzt mit einer fast fieberhaften Ungeduld entgegensieht. — Je unruhiger er nun wurde, desto unklarer wurde er über seine Lage, desto unentschiedener wurde er. Sollte er fortfahren, sich auf seine eigene Kraft und Klugheit zu stützen? Ach, sie hatte ihn nur zu sehr im Stich gelassen, noch mehr, sie hatte ihn compromittirt, so mußte er mindestens seinem nächtlichen Abentheuer nach schließen. Sollte er sich der Polizei anvertrauen? Aber bis jetzt fehlte ihm noch jedes genügende Material zu einer Anklage und

dann glaubte er mit Recht, daß jeder Eclat seinen Privatzwecken nur schaden könnte. Sollte er endlich Freunden und Bekannten die Sache in die Hand geben? Ach, er hatte in diesem England keine, zwar hatte er im Auslande manchen Engländer kennen gelernt, unter Andern war er in Amerika einige Male mit einem Kaufmanne Thompson zusammengekommen, der, wie er sich zu erinnern glaubte, aus London war, aber wo ohne Adresse irgend Einen finden?

Wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, daß ihm in diesem Zustande der Ungewißheit die plötzliche Erscheinung Oberthal's durchaus keine unangenehme war. Er sagte mit Recht, daß es auf einem schwankenden Boden besser sei etwas Halt, als gar keinen zu haben. Und dann hatte er zu viel Erfahrung, zu viel Blick, um nicht sofort einzusehen, daß ein Mensch wie der Neueingetretene noch am besten dazu geeignet sei, ihn auf die richtige Fährte zu leiten, mindestens konnte er sich sagen, daß derselbe von London und den Personen, um die es sich handelte, mehr wissen müsse, als alle Diejenigen, mit welchen er selbst vermöge seiner Stellung zusammen kommen könnte. Und dann erkannte er auch sogleich, daß gerade jetzt der günstige Moment da sei, Erkundigungen einzuziehen; denn unser Herr Oberthal schien in einer sehr jovialen Stimmung zu sein. Der Besitz

des Geldes und ein tüchtiges Frühstück in Quinn's Austernladen hatten dem jüdischen Drahtzieher Laune und jenes süffisante Air gegeben, das die Engländer *self esteem* (Selbstachtung) nennen, für das wir Deutsche jedoch das Wort Arroganz haben. — Wir sehen diesem Allen zufolge unsern Grafen den Herrn Oberthal mit einer außerordentlichen Freundlichkeit empfangen.

„Wahrhaftig," begann er, „es ist mir sehr lieb, Sie zu sehen, ich hatte Sie schon ganz aus dem Gesichte verloren!" —

„Vermuthlich, weil Sie keine Brille mehr tragen," erwiederte Oberthal, der mit einem Male wieder witzig werden konnte.

„Ich habe Sie leider eingebüßt, die Nacht —"

„Als Sie mir nachgegangen sind," fügte Oberthal hinzu, ganz im Bewußtsein seines augenblicklichen Werthes, ohne an die Unvorsichtigkeit zu denken, die er mit der Aeußerung dieser Worte beging.

„Nachgegangen?" wiederholte der Graf.

„Ach, was sprach ich denn?" rief Oberthal aus, „es ist nichts mein Lieber, es ist nichts!" —

Diese plumpe Bemäntelung, die in dem Zustande Oberthal's ihre volle Begründung fand, mußte natürlich den Grafen in seinem rege gewordenen Verdachte

noch bestärken. Trotzdem sehen wir ihn das Thema fallen lassen und ein anderes berühren.

„Sie sind gewiß schon lange in London?" fragte er.

„Das will ich meinen!" rief Oberthal aus.

„Es muß angenehm sein," fuhr der Graf fort, „sich in einer solchen Weltstadt orientiren zu können, natürlich, so weit es möglich ist." —

„So weit es möglich ist?" wiederholte Oberthal, die Achsel zuckend. Ich wette mit Ihnen Zehn gegen Eins, daß es nichts in London giebt, was ich nicht kenne." —

„So!" versetzte der Graf mit einem leisen, ironischen Lächeln.

„Verlassen Sie Sich darauf, nichts, rein nichts," fuhr Oberthal fort, die Beine vor sich hinstreckend, als wäre er noch im Austernladen.

„Dann haben Sie auch wohl eine ausgezeichnete Personalkenntniß?" bemerkte der Graf mit einem vornehm spöttelnden Tone.

„Sie hat mir noch soeben hundert Pfund eingebracht, mein Lieber!" sagte Oberthal, eine neue Cigarre hervorholend und anzündend.

„Ah!" versetzte der Graf, mit seinem Kopfe wiegend.

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Oberthal dampfte seine Cigarre vor sich hin, der Graf besann sich.

ob er nicht ebenfalls einige Pfunde vor den Blicken seines Gastes leuchten lassen sollte.

„Apropos!" rief Oberthal plötzlich aus, „Sie spielen sehr gut Ecarté! Wo haben Sie das gelernt?" —

Diese Frage war wie der Blitz, der dem Grafen auf einen neuen Weg leuchtete, der ihn zu seinem Ziele führen könnte.

„Wo lernt Unsereins Ecarté spielen?" versetzte er, dem Frager einen solchen Blick des Einverständnisses zuwerfend, daß derselbe ganz verdutzt darüber wurde.

„Hm, hm," murmelte Oberthal, einen schielenden Blick auf sein vis-à-vis werfend, „ich habe es mir gedacht!" —

„Und was wollen wir in London machen, he?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Was Anders, als Geschäfte, mein Lieber," versetzte der Graf.

„Aber das ist nicht so leicht, Bester," meinte der Drahtzieher, „wir kennen das!" —

„Ah bah, wenn man Bekannte hat, wie ich!" rief der Graf aus.

„Bekannte?" fragte Oberthal, was für Bekannte?" —

„Nun, da ist z. B. ein gewisser Leon," begann der Graf langsam, sein Auge scharf auf die Züge Oberthal's gerichtet.

„Leon!" schrie Dieser, indem er aufsprang. „Leon! — Sie kennen Leon?" fügte er dann mit einer beinahe komischen Verwunderung hinzu.

Der Graf hätte bei diesen Worten laut aufjauchzen mögen. „Also er kennt ihn!" dachte er freudig.

„Ich kann wohl sagen," fügte er laut hinzu, „es ist mein intimster Freund." —

„So? Gratulire," bemerkte Oberthal, sich wieder setzend. —

„Wie so?" fragte der Graf.

„Nun, der Monsieur Leon versteht es," meinte der Gefragte, „der kann Ihnen schon nützen." —

„Ist er nicht augenblicklich Graf?" fragte Jener, mit den Augen blinzelnd, als wäre er von Allem unterrichtet.

„Das will ich meinen!" versetzte Oberthal, durch diese Aeußerung vollständig eingelullt, „Graf Leon — eine schöne Pflanze!" —

„Nun, Sie scheinen eben nicht gut auf ihn zu sprechen zu sein," bemerkte lächelnd der Graf.

„Er ist ein arroganter Bengel!" rief Oberthal aus, der mit Vergnügen die Gelegenheit zu ergreifen schien, seinem Grolle gegen seinen Concurrenten freien Lauf zu lassen, weil er mit Recht glaubte, daß die Association, seitdem sie diesen gewonnen hatte, seiner entbehren zu können schien.

„Ja, er hat manchmal so etwas," meinte der Graf, „aber man muß ihn nur im Zaume zu halten wissen!" —

„Sie kennen ihn wohl genauer?" fragte Oberthal.

„Sehr genau," versetzte der Graf mit einer besonderen Betonung, als wenn er sagen wollte: „Ich weiß Alles von ihm." —

„Was hilft es," meinte Oberthal, die Achsel zuckend, „er steht trotzdem nichts aus, er macht zu viel Glück bei den Frauen." —

„So?" versetzte der Graf gedankenvoll, dem diese Worte ein wahrer Dolchstoß waren.

„Fabelhaft, mein Lieber, fabelhaft!" fuhr Oberthal fort.

„Er hat wohl augenblicklich wieder eine Schöne gefangen?" —

„Eine? Bah, der Mann begnügt sich nicht mit Einer!" —

„Mich wundert, daß er nicht auf eine reiche Heirath ausgeht, „warf der Graf mit einer scheinbaren Gleichgültigkeit hin.

„Wer weiß, mein Bester, was in diesem Augenblicke geschieht," sagte Oberthal, indem er aufsprang und im Zimmer auf- und abging, als wollte er damit einen lästigen Gedanken los werden.

„Wo ist er denn?" fragte der Graf so gleichgültig,

als hätte er auch eben so gut jede andere Frage stellen können.

Oberthal blieb stehen. „Ja, mein Bester,“ begann er, „die Antwort auf diese Frage hat mir eben hundert Pfund eingebracht.“ —

„Von mir wird sie Ihnen keinen Pfennig einbringen, Geehrtester,“ entgegnete der Graf lachend, „ich fragte nur, weil ich vielleicht dem Herrn Leon einen Strich durch die Rechnung machen könnte, wenn er beanstanden sollte, unsereins Theil an seinem Glücke nehmen zu lassen.“ —

Oberthal sah den Sprecher an, als wenn er sagen wollte: „Das sollte mir lieb sein!“ Dann besann er sich, ob er nicht seiner Rancüne den Gewinn opfern sollte; aber seitdem er für seine „Personalkenntniß“ hundert Pfund bekommen hatte, glaubte er seiner Stellung nichts mehr vergeben zu dürfen, deßhalb rief er aus: „Mag sein, mag sein.“ „Aber ich kann wirklich nicht!“ fügte er mit einem komischen Ernste hinzu.

Der Graf faßte natürlich diese Worte so auf, als hielten ihn sogenannte Geschäftsgründe zurück, Mittheilungen zu machen.

„Nun, nun,“ sagte er, da ich etwas zu bekommen denke, wenn ich den Monsieur Leon sehe, so ist es im

Grunde nicht mehr als recht und billig, daß der Makler seine Courtage bekommt.“ —

Auf Oberthal hatten selbstverständlicherweise diese Worte eine electrische Wirkung, er zuckte freudig zusammen, setzte aber dennoch seine Promenade im Zimmer fort.

„Auf zehn Pfund soll es mir nicht ankommen,“ bemerkte der Graf.

Oberthal schien nichts zu hören, nur seine Finger mochten bei Nennung der zehn Pfund die electrische Wirkung von vorhin spüren.

„Ueberdies ließe sich vielleicht später ein Geschäft zusammenmachen,“ meinte der Graf, so gleichgültig wie möglich, aber innerlich nicht wenig erregt.

Oberthal blieb stehen. „Bester Freund,“ begann er, „Sie scheinen ein Mann von Fach zu sein, mit dem sich ein Wörtchen reden läßt. Sie werden begreifen, daß man bei der Abmachung eines solchen Geschäftes eine Art Garantie haben muß.“ —

„Garantie?“ fragte der Graf. „Ich denke, das ist Garantie genug,“ fuhr er fort, eine Zehnpfund-Note emporhaltend.

Oberthal schüttelte mit dem Kopfe. „Man muß sich doch ein Bischen kennen, nicht wahr?“ fragte er in echt jüdischer Weise schmunzelnd.

Der Graf zuckte mit den Achseln. „Ich hätte Sie für gescheiter gehalten!“ rief er lachend aus. „Haben Sie je gehört, daß die Wölfe sich unter einander fressen?“ —

Oberthal griff sich an's Kinn und fuhr einige Male mit der Hand darüber. „Alles schon recht,“ sagte er nach einer Pause, „aber“ — „wissen Sie was,“ rief er dann plötzlich aus, „wir sagen — achtzig Pfund!“

„Achtzig Pfund!“ schrie der Graf, der erfreut gewesen wäre, wenn er sie für sich gehabt hätte.

„Nun, was ist dabei zu machen? Anders thue ich es nicht!“ rief Oberthal mit einer anscheinenden Entschiedenheit aus, wiederum auf- und abgehend.

„Achtzig Pfund!“ murmelte der Graf.

„Sie können ja achthundert damit verdienen, wer weiß?“ versetzte der Drahtzieher.

Der Graf schwieg, er wußte nicht, was er thun sollte. Hätte er die achtzig Pfund gehabt, er hätte sie mit Freuden geopfert; denn sie würden ihn mindestens zu einer Gewißheit geführt haben; aber leider bestand sein ganzer Geldvorrath nur noch in dreißig Pfund. Er beschloß, es noch einmal mit diesen zu versuchen.

„Mein Bester,“ fing er an, „lassen wir den ganzen Schwindel, Sie irren Sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Graf Leon mir achtzig Pfund werth ist.“ —

Hätte Oberthal gewußt, wer diese Worte sprach,

so würde er an der Wahrheit derselben gewiß nicht gezweifelt haben.

„Nun,“ meinte er, „bei Collegen kann man schon ein Paar Procente nachlassen. Sagen wir fünfzig Pfund, aber auch keinen Pfennig weniger!“ —

„Ach was,“ versetzte der Graf, dem Anscheine nach sehr unwillig, „ich mag nicht mehr, lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.“ —

„Nun, nun,“ sagte Oberthal, „nur nicht gleich so hitzig. Was wollen Sie denn geben?“ —

„Gar nichts!“ schrie der Graf, indem er aufsprang.

Diese Worte überliefen den Drahtzieher eiskalt. „Gar nichts?“ sagte er, das ist wenig. „Na, geben Sie her die zehn Pfund,“ fügte er dann in echt jüdischer Weise hinzu.

„Meinetwegen,“ rief der Graf aus, „jedoch erst —“

„Nein, Edelster, erst das Geld und dann —“

Oberthal konnte nicht vollenden, denn es wurde sehr stark an die Thür geklopft.

„Geben Sie rasch her,“ sagte er schnell.

„Herein!“ rief der Graf, der plötzlich wieder an seine Depesche dachte.

Ein langer Herr, sehr elegant gekleidet, mit vollem Bart und einer Brille versehen, trat in's Zimmer.

„Habe ich die Ehre —“ begann derselbe im Französischen.

„Mein Name ist Simson,“ entgegnete der Graf im Englischen.

Hatte Oberthal beim Erscheinen des langen Herrn eine Ueberraschung empfunden, die nichts weniger als angenehm war, so glaubte er beim Vernehmen der Stimme desselben in die Erde sinken zu müssen. „Ist es möglich?“ fragte er sich mehrere Male.

Der Neueingetretene, der von diesem Allen gar keine Notiz zu nehmen schien, begann wieder: „Dürfte ich Sie wohl um eine Privatunterredung ersuchen, Herr Simson.“ —

„Ich will nicht stören,“ fiel rasch Oberthal ein, dem plötzlich die Luft im Zimmer sehr drückend wurde, und der in Folge dessen auch sehr schnell bei der Thüre war.

„Bleiben Sie doch,“ sagte der Graf, dem in diesem Augenblicke die Person Oberthal's wichtiger war, als jede andere.

„Nein, nein, auf Wiedersehen,“ versetzte Dieser, rasch das Zimmer verlassend.

Der Graf rief ihm nach, aber vergebens, Oberthal war bereits auf der Straße.

„Nun, mein Herr!“ sagte der Erstere etwas unwillig zu dem Fremden gewandt.

„Ich habe einen Brief für Sie,“ sagte Dieser, ihm denselben überreichend.

„Für mich?“ fragte der Graf erstaunt, den Brief entgegennehmend. Aber kaum hatte er die Aufschrift gelesen, so leuchteten seine Augen und hastig erbrach er das Schreiben, das also lautete:

„Hochgehrter Herr Graf!

In meiner letzten Mittheilung versprach ich Ihnen, einen Brief poste restante nach London zu senden, in welchem Sie nähere Details über die bewußte Angelegenheit empfangen sollten. Bei reiflicher Ueberlegung erscheint es mir jedoch zweckmäßiger, diese Details nicht dem Papiere anzuvertrauen. Der Zufall will, daß einer meiner Geschäftsfreunde, Herr Roussillon, ein Mann von großer Umsicht und Erfahrung, nach London reist. Ich habe denselben von Allem unterrichtet und Sie können daher seine Mittheilungen entgegennehmen, als gingen sie von mir aus. Da überdies Herr Roussillon den Ruf eines Ehrenmannes genießt, so können Sie ihn jeden Falls mindestens in dieser Angelegenheit, mit demselben Vertrauen beehren, das, wie ich zu hoffen wage, Sie Ihrem ergebenen Unterzeichneten erhalten haben.

van der Ruyten.“

Nachdem der Graf diesen Brief, in welchem jedes Wort ihn überzeugen mußte, daß er wirklich von seinem Intendanten kam,'— obgleich er ebenso wirklich, wie der Leser sich wohl schon gedacht haben wird, in London fabricirt worden war, — gelesen hatte, blickte er einen Augenblick auf den Ueberbringer desselben, der, wie wir gleich hinzufügen wollen, kein Anderer war, als unser Marquis, welcher, zufolge des in dem Portefeuille des Grafen gefundenen Briefes, natürlich nicht verfehlt hatte, im Postbüreau zu erscheinen, um für den Herrn Grafen Albert de Leon einen Brief in Empfang zu nehmen, was ihm bei den ihm zu Gebote stehenden Mitteln gewiß nicht schwer fallen konnte. Er bereute um so weniger, dies gethan zu haben, als gerade dieser Brief die vollständigen Personalnachrichten derjenigen Leute, vor denen der Graf sich zu fürchten habe, enthielt. Der Marquis lernte aus diesen Mittheilungen wieder erkennen, daß es mit der Solidarität der Drahtzieher ungefähr dieselbe Bewandtniß habe, wie mit der aller übrigen Associationen.

„Nun, Herr Roussillon," begann der Graf, nachdem er, wie es schien, mit seiner Musterung zufrieden gestellt worden war, „was haben Sie mir mitzutheilen?—

„Viel und wenig," versetzte Jener. Viel, wenn ich die fabelhaften Berichte des Herrn van der Ruyten

wiederholen, wenig, wenn ich meine Beobachtungen und Erfahrungen in die Waagschale legen soll.“ —

„Haben Sie denn schon etwas erfahren in dieser Angelegenheit?“ fragte der Graf erstaunt.

„Seit gestern in London, wo ich vergebens Ihre Adresse zu erforschen suchte, habe ich mich fast nur mit dem in Frage stehenden Thema beschäftigt.“ —

„Nun?“ versetzte der Graf, mehr und mehr erstaunt.

„Als ich von Ihrem Intendanten hörte, daß man hier Ihren Namen mißbrauchte, glaubte ich schon aus einzelnen seiner Aeußerungen erkennen zu müssen, daß mir die Sache bei meiner Ankunft hierselbst in einem minder schlimmen Lichte erscheinen würde, als er sie mir darstellte. Seit gestern hier, und überdies, da meine Geschäfte mich oft nach London führen, mit den hiesigen Verhältnissen ziemlich vertraut, muß ich die Ueberzeugung aussprechen, unsern guten Ruyten hat sein Eifer für Ihr Interesse einmal wieder Phantasiegebilde für Wahrheit erkennen lassen.“ —

„Was Sie sagen!“ rief der Graf aus, den Fremden auf's Neue einer genauen Musterung unterwerfend.

„Vor allen Dingen,“ fuhr Herr Roussillon fort, ohne sich durch die Blicke des Grafen irre machen zu lassen, ist Herr v. Crezy nebst Tochter gar nicht mehr

in London, wovon Sie Sich jeden Augenblick in dem Hôtel, wo Beide gewohnt haben, überzeugen können.“ —

„Ist bereits geschehen,“ entgegnete lächelnd der Graf. „Aber man sagte mir auch, sie seien auf's Land gereist.“ —

„Es mag sein, daß sie auf dem Lande waren; aber soviel weiß ich, daß sie vorgestern, als ich durch Boulogne kam, ebenfalls da waren.“

„Kennen Sie die Familie?“ fragte der Graf nach einer kurzen Pause.

„Allerdings, ich stehe mit Herrn v. Crezy in Geschäftsverbindung, und dies ist der Grund, daß ich, nachdem ich zufällig in Boulogne im Fremdenblatt einen Namen fand, sehr froh war, ihn noch vor meiner Abreise hierher zu sprechen.“ —

„Also haben Sie ihn vorgestern in Boulogne gesprochen?“ fragte der Graf, der wieder den ihm gebrachten Brief überlesen hatte, gleichsam als wollte er sich noch einmal überzeugen, ob es auch ein echter sei.

„Gewiß habe ich ihn gesprochen,“ versetzte Herr Roussillon, „und um Sie davon zu überzeugen, daß dies möglich war —“ Hier unterbrach er sich plötzlich. „Lassen Sie ein Mal sehen,“ fuhr er langsam, scheinbar in Erinnerung versunken, fort, „wenn ich nicht irre, habe

ich in das Fremdenblatt eingewickelt — richtig — einige Geschäftspapiere." (Herr Roussillon griff bei diesen Worten in seine Rocktasche.) „Vielleicht habe ich sie bei mir — wahrhaftig, da ist das Packet!" rief er aus, ein Päckchen Schriften aus einer Zeitung herauswickelnd, „und hier ist das Fremdenblatt! Dort steht es: Hôtel de Londres, Boulogne, den 16. August — Herr v. Crezy nebst Familie." —

Graf Leon nahm das Blatt entgegen, blickte zuerst auf das Datum desselben und dann nach der Stelle, die ihm gezeigt wurde. Da stand es — „Herr v. Crezy nebst Familie." — Ueberdies hatte er früher so oft das Boulogner Fremdenblatt in der Hand gehabt, daß er ebenso wenig daran zweifeln konnte, er besitze jetzt ein richtiges Exemplar desselben, als ihm die Echtheit des ihm gebrachten Briefes zweifelhaft erschien.

„Und wie fanden Sie Herrn v. Crezy?" fragte der Graf langsam, augenscheinlich nicht mehr wissend, was er von dem Allen denken solle.

„Ich habe den Mann in den letzten zwei Jahren nicht so wohl und glücklich gesehen," versetzte Herr Roussillon. „Freilich," fügte er lächelnd hinzu, „im Schooße seiner Familie sein, kann schon glücklich machen, zumal, wenn man ein wesentliches Glied derselben so lange entbehrt hat." —

„Wie meinen Sie das?“ versetzte anscheinend gleichgültig der Graf.

„Nun, wer seine Frau liebt, verliert und wiederfindet, ist der am Ende nicht glücklich zu nennen?“ —

„Gewiß,“ entgegnete sinnend der Graf; „mein Intendant schrieb mir im Anfange meines Aufenthaltes in Amerika von dem Familienunglücke, das Herrn v. Crezy betroffen hatte, es freut mich, daß dasselbe einen so glücklichen Ausgang genommen hat. Ich kann mir übrigens denken, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, daß namentlich die Tochter sich glücklich —“

„Glücklich?“ unterbrach Herr Roussillon, „sie scheint selig zu sein. Sie blüht wie eine Rose, als ich sie traf. Vielleicht —“

Der Sprecher hielt plötzlich inne, als wenn er sich eines Bessern besänne.

„Nun?“ fragte der Graf um so gespannter.

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ versetzte der Fremde etwas verlegen, „nach dem, was ich aus den Andeutungen des Herrn van der Ruyten entnehmen zu müssen geglaubt habe, dürfte es vielleicht besser sein, ich sagte Ihnen nicht meine Vermuthungen.“ —

„Ueber was?“ fiel der Graf ein, mehr und mehr erwartungsvoll.

„Ueber den jungen Mann, den ich in der Familie

des Herrn v. Crezy fand und an dessen Konversation namentlich die Tochter ein sehr lebhaftes Interesse zu nehmen schien.“ —

Dem armen Grafen wurde bei dieser Mittheilung ganz unheimlich zu Muthe. Es schien ihm jetzt so gut wie gewiß zu sein, daß der vor ihm Sitzende der Abgesandte seines Intendanten war; denn welcher Andere als Dieser kannte seine geheimen Wünsche und Pläne?

„Aber,“ rief er plötzlich aus, sich des kurz vorher gehabten Besuches erinnernd, „das kann unmöglich der quästionirte Leon sein!“ —

„Auch ich bin dieser Ansicht,“ entgegnete Herr Roussillon; „denn unmöglich kann Derselbe auf dem Gute des Herrn v. Crezy als Graf Leon erscheinen wollen.“ —

„Nicht bloß das,“ rief der Graf aus, „dieser Leon ist auch noch hier! Ich habe es von dem jungen Manne, den Sie vorhin hier gesehen haben. Er wollte mir die Adresse des Menschen sagen, gerade als Sie darüber zukamen.“ —

O, Oberthal, wenn Du wüßtest, was jetzt in dem Herrn Roussillon, alius Marquis v. Rainswood vorging, würdest Du Dich so schnell wie möglich in einen anderen Welttheil tragen!

„Es ist möglich,“ versetzte Herr Roussillon mit einer eisigen Kälte, „daß dieser Leon noch hier ist; es ist

aber auch möglich, daß Sie gefoppt worden sind. Wollte der junge Mann Ihnen die Adresse umsonst sagen?" —

„Gott bewahre, er forderte achtzig Pfund dafür!" —

Der Fremde lachte laut auf. „Sehen Sie," „sagte er, „wie ich vermuthete. Lieber Herr Graf, vergessen Sie nicht, daß Sie in London sind!" —

In der That, dem armen Grafen ging es in diesem Augenblicke, wie dem von allen Seiten Gefoppten. Wenn er auch noch nicht an sich selber zweifelte, so konnte er doch nicht umhin, anzuerkennen, daß es sehr wahrscheinlich sei, der Herr Oberthal habe ihn prellen wollen.

„Aber welches Motiv könnte Ruyten haben, fragte er nach einer Pause, „mehr zu sehen, als nöthig ist?" —

Herr Roussillon schwieg und machte ein bedenkliches Gesicht, eines jener Gesichter, die uns alles Mögliche vermuthen lassen können.

„Vermuthlich eine allzugroße Aengstlichkeit für die Wahrnehmung von Interessen," — begann er nach einem Momente ängstlichen Schweigens.

„Welcher Interessen?" fragte der Graf, mit wachsendem Erstaunen.

Herr Roussillon schwieg wieder.

„Bitte, mein Herr," begann endlich der Graf, „wenn Sie mir etwas zu sagen haben —"

„Hören Sie,“ versetzte Herr Roussillon ernst, „Sie haben zu viel erfahren, um nicht zu wissen, was ein Intendant ist.“ —

„Aber Sie sind doch nicht gekommen, um Herrn van der Ruyten bei mir zu verdächtigen?“ fragte Graf Leon mit einem vornehmen Ernste.

„O nein,“ versetzte Herr Roussillon ebenso ernst und wo möglich noch stolzer, „wir Geschäftsleute geben uns mit dergleichen nicht ab. Sie schienen ein besonderes Gewicht auf meine Ansicht zu legen, deßhalb nahm ich keinen Anstand, sie Ihnen mitzutheilen.“ —

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ versetzte der Graf, sich wider Willen durch den Ton und die Erscheinung des Herrn Roussillon imponirt fühlend, „sein Sie versichert, daß ich dem Geschäftsblicke mehr zutraue, als dem meinigen und daß es mir nur angenehm sein kann, wenn Sie mich von der Richtigkeit des Ihrigen überzeugen wollen.“ —

„Ich kann nur als Geschäftsmann urtheilen,“ versetzte Herr Roussillon etwas barsch, „und als solcher muß ich Ihnen sagen, daß es immer besser ist, der Chef eines Hauses überläßt seinen Commis nicht Alles und behält sich vor allen Dingen dann und wann eine Revision vor.“ —

„Glauben Sie mir, Herr Roussillon, die werde

ich auch sofort vornehmen, wenn ich zurück bin," versetzte Graf Leon.

„Ja," meinte lächelnd der Fremde, „vielleicht ist es gerade das, was man fürchtet." —

Der Graf konnte nicht umhin, bei dieser Bemerkung an alle die Stellen in den Briefen seines Intendanten zu denken, die davon sprachen, daß seine Gegenwart durchaus nicht erforderlich sei. Je mehr er darüber nachdachte, je mehr er die Worte des Herrn Roussillon dagegen hielt, desto mehr glaubte er dem Letzteren vertrauen zu müssen.

„Wahrhaftig," rief er aus, „Sie können Recht haben!" —

In demselben Augenblicke schellte er auch. „Wir wollen uns sehr bald davon überzeugen, mein lieber Herr Roussillon, ich reise auf der Stelle ab!" —

So wollt' ich es! jauchzte es in dem Fremden oder richtiger in dem Marquis v. Rainswood.

Gleich darauf erschien der Kellner mit einem großen Briefe in der Hand.

„Was haben Sie?" fragte rasch der Graf.

„Eine telegraphische Depesche für Sie, die soeben gebracht ist." —

Der Graf hatte schon wieder seinen Vorsatz, abzureisen, vergessen. Er riß dem Kellner die Depesche aus der Hand, öffnete sie und überflog ihren Inhalt.

„Was ist das!“ schrie er auf, nachdem er gelesen, den Herrn Roussillon von Kopf bis Fuß mit seinen Augen messend.

„Was haben Sie, Herr Graf?“ fragte der Marquis, äußerlich auch nicht eine Spur der innern Bewegung verrathend, die diese Situation in ihm hervorrufen mußte.

Ohne auf diese Frage zu antworten, wandte sich der Graf an den Kellner, der noch im Zimmer war. „Von wem ist diese Depesche gebracht?“ fragte er.

„Von Dem, der sie bis jetzt immer zu uns gebracht hat,“ antwortete der Kellner erstaunt.

„Kennen Sie den Mann?“ —

„Er versteht schon lange den Dienst für das Telegraphenbüreau.“ —

„Ich danke Ihnen!“ Der Kellner entfernte sich.

„Nun, Herr Roussillon?“ fragte der Graf mit einem höhnischen Lächeln.

„Nun, Herr Graf?“ antwortete Jener, immer mit derselben Fassung.

„Hören Sie doch, Herr Roussillon,“ fuhr der Graf spöttisch fort, auf den Namen eine besondere Betonung legend, „hören Sie doch, was mir Herr van der Ruyten schreibt:

„Auf Ihre Anfrage bemerke ich Ihnen:

1) daß ich einen Brief nach London poste restante adressirt habe und daß, wenn Sie ihn nicht empfangen haben, derselbe von Ihren Gegnern unterschlagen worden ist;

2) daß Sie in diesem Briefe vor dem Chef der Bande, dem sogenannten Marquis v. Rainswood, einem langen Herrn mit hellblauen Augen, der sehr gut sprechen kann, gewarnt wurden und

3) daß Herr v. Crezy mit seiner Tochter auf dem Lande bei demselben Herrn Thompson ist, von dem Sie mir, als Sie in Amerika waren, einige Male geschrieben haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Ihr Stellvertreter ebenfalls dort ist, wo sich die Crezy'sche Familie aufhält." —

„Nur zu, Herr van der Ruyten," schrie es in dem Marquis, als er den Inhalt dieser Depesche vernahm, „wir rechnen noch ein Mal ab!" —

„Nun, Herr Roussillon, was sagen Sie dazu?" fragte der Graf.

Herr Roussillon zuckte die Achseln. „Was soll ich sagen," erwiederte er, „ich verstehe das Ganze nicht." —

„Was sagen Sie namentlich zu diesem langen Herrn mit hellblauen Augen, der sehr gut sprechen kann?" fuhr der Graf höhnisch fort.

„Ich sehe wohl," versetzte Herr Roussillon, „daß

es thöricht war, den Auftrag des Herrn van der Ruyten zu übernehmen, der entweder sich mit mir und Ihnen ein Spiel erlaubt, oder dem in diesem Augenblicke die Absendung einer telegraphischen Depesche unterschoben wird, was auch sehr leicht möglich ist. Nur so viel noch schließlich, sollten Sie einst den Herrn van der Ruyten erkennen lernen, so erinnern Sie Sich der Worte des Herrn Roussillon!" —

Mit diesen Worten verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

„Und nun schnell zu Herrn Thompson!" rief der Graf.

Schluß-Kapitel.

Bekanntlich pflegen die Londoner, sobald ihre Geschäfte und Verhältnisse sie nach Ablauf einer gewissen Zeit des Jahres, welche unter dem Namen Saison bekannt ist, nicht mehr an die englische Hauptstadt fesselt, diese so schnell wie möglich zu verlassen, um auf dem Lande das erdrückende Gewirr der letzteren für einige Zeit hinter sich zu haben und eine reinere, frischere Luft zu schöpfen. Wenn schon Diejenigen, die auf dem gewöhnlichen, breiten Fahrwege des Londoner Lebens zu wandeln pflegen, ein solches Bedürfniß fühlen, wie vielmehr mag es der Leser empfinden, der uns durch so manche Krümmungen, in so manche Schlupfwinkel, durch so manche, nichts weniger als erfreuliche Niederungen der Londoner Gesellschaft begleitet hat! Er wird um so freudiger mit uns einen kurzen Ausflug in die theilweise reizenden und erquickenden Fluren des Nebellandes machen, als auch unsere Geschäfte beendigt sind und wir nur noch den gänzlichen Abschluß derselben zu berichten haben.

Wir führen den Leser in einen Park, unweit Windsor. Trotzdem daß derselbe, wie die meisten englischen

Parks, ein öffentlicher ist, herrscht hier doch eine so friedliche Stille, eine so erquickende Ruhe, daß man es kaum für möglich hält, sich noch eine Viertelstunde vorher in dem tollsten Knäuel städtischen Treibens und menschlicher Leidenschaften befunden zu haben. Rechnen wir das vor unsern Blicken ausgebreitete, erfrischende Grün des Rasens hinzu, begrenzt von dem dunklen, dichten Baumlaube eines kleinen Gehölzes, so werden wir uns sehr gern für einen Augenblick diesen stillen, friedlichen Ort gefallen lassen.

Am Saume des Rasens stehen fünf bis sechs Herrschaftshäuser, in einem dieser letzteren wohnt Frau Thompson, deren sich der Leser aus dem ersten Kapitel dieses Buches erinnern wird. Frau Thompson bringt hier einen großen Theil des Jahres zu, einerseits, weil sie des Stadtlebens überdrüßig ist und andererseits, weil ihr dieser Ort so manche glückliche Stunde zurückruft, die sie mit ihrem verstorbenen Gemahle zugebracht hat. Es ist die Erinnerung, die diese Frau an diesen Ort fesselt und zu gleicher Zeit das Bedürfniß, ihren Sohn, wenn derselbe aus seinem Geschäftstreiben zu ihr kommt, mit all' dem Familiencomfort zu empfangen, den nur so ein ländlicher, abgeschiedener Ort bieten kann.

Trotzdem daß es soeben erst acht Uhr Morgens

ist, hören wir dennoch schon das erste Lebenszeichen in dem Hause dieser Frau. Der helle Klang einer Glocke macht sich vernehmbar, es ist die Glocke zum Gebete. Aus allen Theilen des Hauses, aus den Dachkammern, wie aus den untern Räumen der Küche, aus den Schlafzimmern des ersten Stockes, wie aus denen der Bedienung kommen die Bewohner langsam daher und versammeln sich in einem geräumigen Zimmer des Flurs, dessen einziger Schmuck in dem gewöhnlichen Teppich besteht. Hier finden wir zuerst Frau Thompson selbst, die ehrwürdige Matrone, die in ihrem schwarzen Kreppkleide, mit ihren Silberlocken, mit dem kleinen, enganschließenden Häubchen darüber, in der Hand das Gebetbuch haltend, recht gut das Bild einer Hohenpriesterin vergegenwärtigen könnte. Sodann auf der einen Seite des Zimmers die männliche und weibliche Dienerschaft, und auf der andern Seite? Wer hätte es glauben sollen, da finden wir neben unserm alten Bekannten, dem jungen Herrn Thompson — Herrn v. Crezy, dessen Züge Glück und Zufriedenheit athmen, etwas, was wir in London vergebens darin suchten, sodann — Mad. Thomar, oder richtiger Frau v. Crezy und Letztere um so mehr, als von Ersterer weder in ihrer Kleidung noch in ihrem Wesen eine Spur sichtbar wurde, sodann Karoline, die Tochter Beider, die wie

eine Rose blüht, auf welcher der frische Morgenthau erglänzt, und endlich — Leon, den jugendlichen Taugenichts, der nach der verhängnißvollen Nacht am Haymarket sich sehr leicht überzeugen ließ, daß etwas Landluft für einige Tage seiner Gesundheit recht gut thun würde.

Frau Thompson öffnet das Gebetbuch, die Anwesenden knien — auch Leon kniet — und beten. Welch' ein Anblick! Dort in der Mitte kniet eine Frau, am Abhange eines Lebens, das nur der treuen Pflichterfüllung und der Tugend gewidmet war, und nicht weit von ihr kniet das andere Weib, das wir unter dem Namen Thomar gekannt haben. Und wiederum neben diesem Weibe ein anderes Leben, kaum begonnen, eine Knospe, die sich erschließen will, nicht ahnend, daß tödtliche Dünste sie umgeben, um sie noch vor der Zeit zu welken. Und endlich jener Jüngling, dessen Spanne Lebenszeit ihn bereits an das Grab aller Wünsche und Hoffnungen geführt hat, ein jugendlicher Cadaver, in den nur dann und wann der Lichtstrahl höheren Lebens seinen Weg zu bahnen vermag — sie alle knien, sie alle falten die Hände, sie alle beten! Aber beten sie wirklich, kann ein Leon beten? Gewiß nicht, es mag ihm gehen, wie Andern im Zimmer, die die Hände falten aus Gewohnheit, aus Sitte, aus Nothwendigkeit. Aber Einige sind da, die beten mit der ganzen Inbrunst

ihres Herzens, sie thun es, weil sie nicht anders können, weil sie das in ihnen mächtig waltende Gefühl der Dankbarkeit in Worte kleiden müssen, weil sie sich zu glücklich fühlen, als daß sie ihr Glück nicht dem Einflusse einer höheren Macht zuschreiben sollten.

Zu diesen „Glücklichen“ gehörten vor Allen Herr v. Crezy, seine Frau, sein Kind. Er fühlte sich glücklich in dem Gedanken, sein Weib wiedergefunden zu haben und zwar so, daß er seiner Tochter wieder eine Mutter geben konnte, sie war beseelt in dem Gefühle, der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben zu sein und vor allen Dingen auf's Neue mit ihrem Kinde und für dasselbe leben und wirken zu können. Und Karoline? Ja, die hatte außer der Freude, endlich die so lange „verreiste“ Mutter wieder bei sich zu haben, noch ein apartes Glück. Sie fühlte sich nämlich seit zwei Tagen, sie wußte nicht wie? so bewegt, so innerlich zufrieden, wahrscheinlich, weil sie mit ihren Aeltern, mit so lieben Freunden, zu denen natürlich seit zwei Tagen auch Leon gehörte, zusammen war.

Der Leser wird vielleicht überrascht sein, den Letzteren so schnell, gleichsam als Mitglied der Familie, eingebürgert zu sehen; allein er vergesse nicht, daß es allerdings schwer hält, ohne Introduction in einer englischen Familie festen Fuß zu fassen, sobald man aber

durch einen Freund des Hauses — und Herr v. Crezy war ein solcher — eingeführt wird, es Beleidigung wäre, den Eingeführten nicht dieselben Rechte genießen zu lassen, die der Einführer besitzt. Demzufolge wird es auch keiner besondern Betonung von unserer Seite bedürfen, daß Mad. Thomar mit all' der Liebe und Güte aufgenommen wurde, die der Frau eines Freundes gebührt. Zwar wunderte sich im Stillen der lange Insulaner, Thompson genannt, daß plötzlich eine Frau v. Crezy erstand, von der so lange nicht mehr die Rede gewesen war, aber der französische Edelmann wußte es so natürlich zu sagen, daß seine Frau es bei ihren Verwandten nicht länger habe aushalten können, daß man verabredet habe, sich hier zu treffen, daß Herr Thompson sich geschämt haben würde, seine Verwunderung laut werden zu lassen, umsomehr, als die Mutter, das Orakel des Hauses, das Ganze sehr natürlich zu finden schien. Ja, sie schien weit eher damit einverstanden zu sein, Frau v. Crezy bei sich zu sehen, als den jungen Neueingeführten, gegen den sie, mit jenem Instinkte, der sich immer bei derartigen Naturen, wenn sie in Contact mit ihrem geraden Gegensatz kommen, äußern wird, einen innern Widerwillen empfand, abgesehen davon, daß ihr mütterliches Auge in demselben sofort einen gefährlichen Rivalen ihres Charles erblickte. —

Kaum war das Gebet vorüber, so wurde das Frühstück eingenommen. Die Alte präsidirte natürlich und Leon, dem es sehr daran gelegen zu sein schien, sich namentlich der Wirthin des Hauses angenehm zu machen, erbot sich, das schwierige Amt des Vorlegens zu bekleiden. Aber nicht bloß dies, er war es auch, der am meisten dazu beitrug, die Unterhaltung zu beleben.

„Für einen Ausländer sprechen Sie ein ausgezeichnetes Englisch," meinte der junge Thompson.

„Das darf Sie nicht wundern," sagte Herr v. Crezy, „Herr Graf war zu lange in Amerika, als daß er Ihrer Sprache nicht mächtig sein sollte." —

Leon blickte verwundert auf den Sprecher, er schien vergessen zu haben, daß er in Amerika war.

„Sie waren in Amerika!" rief Herr Thompson aus. „In welchem Theile?" —

„So ziemlich überall," erwiederte der junge Franzose mit einem bewunderungswürdigen Aplomb.

Der junge Insulaner antwortete nicht, sondern schien plötzlich ganz in Erinnerung versunken zu sein. „Sonderbar!" rief er dann halblaut aus.

Die Uebrigen sahen mit Befremden auf ihn.

„Was hast Du, Charles?" fragte die Mutter, halb besorgt, halb, wie es schien, unwillig.

„Ich war ebenfalls in Amerika,“ bemerkte der junge Mann, ohne auf die Frage seiner Mutter einzugehen.

„So?“ versetzte Leon mit einem lakonischen Lächeln.

„Mir fällt nämlich ein,“ fuhr Thompson fort, „daß ich in Philadelphia einen Franzosen getroffen habe, der mit Ihnen gleichen Namen hat. Er hieß: Graf Albert de Leon.“ —

„So?“ wiederholte Leon in der früheren Weise, worüber sich Mademoiselle v. Crezy nicht wenig zu amüsiren schien, mindestens deutete das Lächeln um ihren Mund so etwas an.

„Dieser Graf Leon,“ fuhr der junge Thompson mit unerschütterlicher Ruhe fort, „hatte Besitzungen in dem Rhonedepartement!“ —

„Im Rhonedepartement?“ wiederholte Herr v. Crezy erstaunt. „Wo?“ —

„Unweit Beaucaire,“ versetzte Thompson.

„Das ist allerdings sonderbar!“ meinte Herr v. Crezy, einen fragenden Blick auf Leon werfend.

Dieser lachte. „Was sehen Sie darin Sonderbares,“ rief er aus. „Entweder jener Graf war mein Doppelgänger — “

„Nichts weniger als das,“ unterbrach Thompson, „er war viel stärker als Sie und hatte kaum eine Aehnlichkeit mit Ihnen.“ —

„Oder es hat sich irgend Einer einen Spaß auf Kosten meines Namens und meiner Person erlaubt, oder es war auch einer meiner Cousins.“ —

„Haben Sie Cousins?“ fragte Herr v. Crezy.

„Allerdings, mein Herr!“ entgegnete Leon mit großer Entschiedenheit.

„Sieh! davon hat mir mein Intendant nie ein Wort gesagt,“ meinte Herr v. Crezy.

Leon lächelte wieder und benahm sich überhaupt während dieser ganzen Scene so ruhig und vertrauungsvoll, daß alle Anwesenden, selbst Derjenige, welcher der Urheber jener war, sie gern hätte ungeschehen sehen mögen. Alle fühlten sich überzeugt, daß der junge Mann, der mit einer solchen Ruhe und Würde einem Zweifel an der Identität seiner Person zu begegnen wußte, kein Anderer sein konnte, als Der, für den er sich ausgab. Nur Frau v. Crezy blickte besorgt vor sich hin, unwillkürlich schwebte ihr der Marquis vor, unwillkürlich dachte sie der kurzvergangenen Zeit und vergebens suchte sie die Angst und Beklemmung zu bekämpfen, die sich plötzlich ihrer bemächtigten.

Es versteht sich von selbst, daß Leon Alles aufbot, die peinliche Stimmung des Augenblickes zu bannen. Er fühlte, daß er zu diesem Zwecke seine ganze Kraft aufzubieten habe; aber eben dieses Gefühl gab ihm den

Sieg, mindestens für den Augenblick. Er sprach mit derselben Ruhe, wie vorhin, aber so elegant und geistvoll, daß bald alle Anwesenden nur auf ihn hörten und sahen. Statt den Gegenstand fallen zu lassen, der eine so peinliche Stimmung hervorgerufen hatte, griff er ihn noch einmal auf. Er sprach von Amerika, von dessen Sitten und Gebräuchen, von der großartigen Entwickelung desselben, von persönlichen Begegnissen daselbst, und Alles dies so klar und anschaulich, daß der junge Thompson sich gestehen mußte, das Land habe zwar bei weitem nicht den Eindruck auf ihn gemacht, daß es aber jetzt außer allem Zweifel sei, der junge Sprecher müsse mindestens dort gewesen sein.

Leon bewies in diesem Augenblicke wieder, daß das erste Gebot der Association der Drahtzieher — Frechheit hieß, etwas, was man in andern Lagen des Lebens mit persönlichem Muthe bezeichnet.

Das Frühstück war beendet und die Theilnehmer desselben zerstreueten sich hier- und dorthin. Der junge Thompson begleitete seine Mutter in ihr Zimmer und die Crezy'sche Familie machte eine Excursion durch den Park, an welcher natürlich Leon Theil nahm.

„Ich weiß nicht," sagte Frau v. Crezy, am Arme ihres Gemahls dahin schlendernd, ihre Tochter und Leon einige Schritte voraus, „ich fühle mich selbst jetzt

noch nicht ruhig. Ich wollte, wir wären in Frankreich auf unserm Gute.“ —

„Auch ich wünsche mich wieder dahin zurück,“ sagte ihr Gemahl, „Du weißt, nur Karoline zu Liebe bin ich noch ein Paar Tage geblieben.“ —

„Das gute Kind scheint so glücklich zu sein,“ fuhr die Mutter mit einem Seufzer fort.

„Macht Dich das nicht auch glücklich?“ fragte Herr v. Crezy mit weicher Stimme.

„O gewiß,“ rief sie aus, vergebens bemüht, ihre Thränen zurückzuhalten, „unendlich glücklich, mehr als ich verdiene!“ —

„Weine nicht, Marie,“ sagte ihr Gemahl, „die bösen Tage sind ja jetzt vorüber und wir können nur noch gute erwarten. Nicht wahr?“ fügte er hinzu, als wenn dies nur von seiner Gemahlin abhinge.

„Wären wir nur erst fort!“ murmelte die Letztere, mehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als auf das hörend, was ihr Gemahl sagte.

„Aber befürchtest Du hier etwas?“ fragte Dieser besorgt.

„Ich weiß nicht, mir ist so beklommen!“ sagte die Frau.

Wenden wir uns jetzt einige Schritte zurück, so finden wir eine ganz andere Stimmung. Während dort

zum Theil ein düsteres Schweigen herrscht, finden wir hier die heiterste Laune. Ja, Karoline lachte mehrere Male laut auf, wenn Leon eine Charakteristik seiner englischen Bekanntschaften zum Besten gab, sie meinte, so etwas Drolliges hätte sie noch nie gehört. Jedoch, wenn er dann wieder von den Blumen und der Natur sprach, die sie umgab, von der unvergänglichen Schönheit derselben, ewig wie die Gottheit, die sie schuf, wenn er Alles dies mit solchem wunderbaren Gefühlstone hervorbrachte, dann lachte das Mädchen nicht, dann sah sie mit Wonneschauern auf ihn, dann fühlte sie eine namenlose, ungekannte Befriedigung über ihre Seele gleiten. Sollen wir es noch erst sagen? Genug, das Mädchen ließ sich mit derselben Willigkeit und auf dieselbe Weise von ihrem Begleiter in das Reich der Liebe einführen, als alle junge Mädchen, zumal wenn sie es mit einem so gewandten Experimentalisten zu thun haben, den wir in Leon bereits kennen.

Nach Verlauf zweier Stunden kehrte die Gesellschaft zurück, um in dem eleganten Salon der Frau Thompson, welcher zu ebener Erde lag und nach dem Garten hinausführte, des Zeichens zu harren, das ihnen das zweite Frühstück ankündigen sollte.

Frau Thompson saß im Lehnstuhle und ließ sich von ihrem Sohne einen interessanten Fall aus der

Zeitung vorlesen. Herr und Madame Crezy blätterten in einem Album, Karoline hatte eine Stickerei zur Hand genommen, an welcher jedoch sehr wenig gearbeitet wurde, und Leon bückte sich über sie, seinen vollen Beifall zu erkennen gebend. — Es herrschte ein stiller Friede in dem Zimmer, nur unterbrochen von dem Rauschen der Bäume und dem Gezwitscher der Vögel, das dann und wann durch die offenen Fenster hereinschallte.

Aber plötzlich ließ sich die Stimme eines Bedienten vernehmen: „Es ist eine Dame draußen, welche den Herrn Grafen zu sprechen wünscht.“ —

Alle blickten natürlich auf, Karolinen's Hand fiel auf die Stickerei und ihr Gesicht überzog eine Todtenblässe.

„Eine Dame?“ fragte erstaunt Leon.

„Eine Dame, welche soeben von London gekommen ist,“ wiederholte der Bediente.

„Und die sich Paquita nennt!“ fügte eine weibliche Stimme hinzu, deren Besitzerin hinter dem Bedienten hervortrat und auf Leon zuschritt. Jedoch plötzlich blieb sie stehen, rund um sich sehend und einen prüfenden Blick auf die Anwesenden werfend, bis sie an Karoline kam. Dann glitt ein düsteres, dämonisches Lächeln über ihre vor Aufregung blassen Züge, ihre Augen blitzten, ihr Mund verzog sich höhnisch.

„Ich wußte es wohl,“ sagte sie langsam, fast leise, „ich wollte mich nur davon überzeugen!“ —

„O meine Ahnungen!“ murmelte Frau v. Crezy, unwillkürlich die Hand ihres Gemahls ergreifend.

„Paquita, Du bist wahnsinnig!“ rief Leon aus, den diese Scene zu unvorbereitet traf, als daß er nicht hätte außer Fassung sein sollen.

„Wahnsinnig?“ wiederholte das Mädchen, wild lachend, „noch nicht, mein Guter, noch nicht!“ —

„Ist kein Arzt in der Nähe?“ rief der schon auf einen Ausweg bedachte Leon, auf den jungen Thompson blickend, der nichts weniger als unangenehm von diesem Auftritte berührt zu sein schien.

„Gieb Dir keine Mühe, mein Guter,“ sagte Paquita, immer in demselben Tone, mit demselben Blicke, „Du entgehst mir nicht!“ — Sodann schritt sie auf Karoline zu, legte die Hand unter das Kinn derselben und blickte in die todtähnlichen Züge des armen Mädchens.

„Was hat er Dir gesagt, mein Kind?“ sprach sie; „vielleicht hat er es bei Dir auf eine andere Weise angefangen, er ist ja so geschickt!“ —

Herr v. Crezy trat vor. „Mein Herr, was soll das bedeuten?“ fragte er Leon barsch.

Dieser zuckte mit den Achseln und deutete auf seine Stirn, indem er mit dem Kopfe schüttelte.

Aber Paquita sah Alles und hörte Alles. „Was es bedeuten soll, Herr v. Crezy?“ wiederholte sie, den Namen desselben betonend. „Ich will es Ihnen sagen. Was haben Sie gefühlt, als dasjenige Wesen Sie verließ, das Sie über Alles liebten?“ —

Frau v. Crezy schrie bei diesen Worten laut auf und glitt auf die Erde. Karoline wollte ihr zu Hülfe eilen, aber sie konnte nicht, sie fühlte sich auf ihren Stuhl festgebannt. Nur ihr Vater beugte sich über das unglückliche Weib, richtete es auf und nahm es schweigend in seine Arme.

„Was es zu bedeuten hat?“ wiederholte Paquita dumpf. „Der Mann hier — auf Leon weisend — schwur mir seine Liebe und verließ mich dann. Zwei Tage habe ich auf ihn gewartet, zwei Tage der Qual, der Ungewißheit, des Entsetzens! — O, daß ich nicht gestorben bin!“ —

Das Mädchen brach bei diesem Ausrufe in Thränen aus, in jene Thränen, die nur Paquita weinen konnte. Dann und wann schrie sie auf:

„Armer, armer Rochuard, Du hast es mir wohl gesagt!“

Wie natürlich, daß das Bild des Mannes vor ihre

Seele trat, dessen Worte jetzt eine so furchtbare Wahrheit wurden.

Frau Thompson blickte mit Entsetzen auf diesen Ausbruch des Schmerzes, und selbst ihr phlegmatischer Sohn wurde in seiner Ruhe aufgescheucht.

Etwas Anderes war es mit Leon. In den Thränen Paquita's glaubte er einen Ausweg aus dem Labyrinthe zu sehen, in das er sich plötzlich versetzt fand. Deßhalb trat er auch zu ihr hinan, ergriff ihre Hand und sagte im Italienischen zu ihr: Du täuschest Dich, theures Mädchen!" —

Aber gleich einem Menschen, der sich vom Bisse einer Natter getroffen fühlt, schauerte das Mädchen in sich zusammen, riß dann ihre Hand aus der seinen, richtete sich stolz auf und blickte auf ihn in einer Weise, daß er seine Augen niederschlagen mußte. Er hatte augenscheinlich die Natur des Mädchens verkannt.

„Du kennst Paquita nicht," begann die Spanierin, welcher durch die Berührung und durch die Worte ihres treulosen Geliebten wie mit einem Zauberschlage die Thränen aus den Augen gebannt waren, „Du kennst Paquita nicht, wenn Du glaubst, mit ihr spielen zu können." —

„Ich weiß, was Du mir sagen willst," fuhr sie fort, „aber vergesse nicht, daß Du trotz aller Deiner Versprechungen

zwei Tage von mir entfernt bleiben konntest, ja, mich nicht ein Mal von Deinem Fortgehen unterrichtet hast, während jede Sekunde meines Lebens, jedes Gefühl, jeder Gedanke nur Dir gilt!" —

Paquita sprach diese Worte mit einer solchen Vehemenz, mit einer solchen Gluth der Empfindung und sah dabei so hinreißend schön aus, daß ihr die innigste Theilnahme, ja selbst Bewunderung der Anwesenden nicht entgehen konnte, und daß die arme Karoline leise mit dem Kopfe wiegte, als wollte sie sagen: „Kein Wunder, daß er sie liebte!" —

„O ich sehe in Dein Inneres," hob Paquita von Neuem an, „es ist ohne Liebe! Du hast die Worte und den Schein derselben, aber nicht das Wesen! Du gleichst der Schlange, deren Blick tödtlich ist!" —

Es trat nach diesen mit Heftigkeit hervorgestoßenen Worten eine kurze Pause ein. Karoline schauderte und blickte mit Entsetzen bald auf das Mädchen, bald auf Leon. Und Dieser? Er stand mit verschränkten Armen da, unverwandt auf Paquita blickend. Fast schien es, als wenn nicht er es war, von dem Letztere sprach und als wenn seine Züge nur ein objectives Interesse an der ganzen Scene belebte. Leon vergaß, daß er der Mittelpunkt dessen war, was hier vorging; er dachte nicht an sich, an die unangenehmen Folgen,

die dieser Auftritt für ihn haben mußte, an seine Stellung, nein, Alles dies wurde durch die sich ihm wider Willen aufdringende Theilnahme an der Erscheinung und Action Paquita's zurückgedrängt. War es die hierdurch auf seine Züge geworfene, anscheinende Kälte, oder die nothwendige Steigerung jedes Affectes, wenn excentrische Naturen von diesem berührt worden, genug, Paquita wurde immer heftiger, immer wilder. Ihre Augen funkelten und sprüheten wie glühende Kohlen, ihr Körper zitterte stoßweise, als wenn ein elektrischer Funke sie durchzuckte, aber je mehr sie sich in ihren Schmerz hineinredete, je aufgeregter sie wurde, desto mehr traten die charakteristischen Merkmale ihrer Schönheit hervor, desto mehr ergriff und erschütterte sie.

„Ha," rief sie endlich aus, „wenn ich daran denke, wie viele Opfer Dein heuchlerisches Wesen schon gekostet haben mag und wie viele es noch fordern wird, wahrlich, es wäre besser, diese Hand tödtete Dich!" —

So schrecklich dies auch klang, so sehr auch sämmtliche Anwesende davon ergriffen wurden, Leon blieb unbeweglich stehen, ja, es war, als wenn sich leise auf seinem Munde das alte, ironische Lächeln lagerte.

„Du lächelst?" schrie Paquita. „Wohlan, so stirb denn!" —

In demselben Augenblicke blitzte es in ihrer Hand,

sie schwang den Stahl, den sie in ihrem Busen verborgen gehalten haben mußte. Jedoch ebenso schnell ließ sie ihn auch fallen; denn plötzlich rief eine ihr wohlbekannte Stimme hinter ihr die verhängnißvollen Worte aus:

„Halt ein, Unglückliche, es ist Dein Bruder!“ —

Es war Rochuard, der dies rief, Rochuard, der das Mädchen zwei Tage lang bewachte und den, sowie er hörte, daß es am frühen Morgen fort sei, trübe Ahnungen hinausgetrieben hatten, es hier zu suchen.

Was die Sprache, das Wesen Paquita's nicht vermocht hatte, das bewirkte die Erscheinung und der Ausruf Rochuard's — das Leben kehrte in Leon zurück und mit sprachlosem Erstaunen blickte er bald auf das Mädchen, bald auf dessen Beschützer.

„Mein Bruder!“ rief Paquita dumpf aus; „Onkel, warum ließest Du mich nicht gewähren!“ —

„Es ist Dein Bruder,“ sagte Rochuard mit Entschiedenheit, „endlich ist mir die Gewißheit geworden, und wenn Dich meine Worte nicht überzeugen können, das Kreuz, das ihr Beide am Halse traget, wird Dich und ihn Eurer Beider Mutter erkennen lassen!“ —

„Er auch — ein Kreuz! fragte Paquita in abgestoßenen Worten.

„Sie — ein Kreuz!“ murmelte Leon desgleichen.

Kaum hatten Beide dies gesprochen, so war auch

schon von ihnen das verhängnißvolle Kreuz an das Licht gezogen.

„Er hat es,“ schrie Paquita, dasselbe kaum gewahrend.

„Du weißt, es ist das einzige Erinnerungszeichen Deiner Mutter,“ sagte Rochuard schnell, „und Ihnen, Leon, wird es bekannt sein.“ —

„Ich weiß,“ unterbrach Dieser rasch, „ich weiß!“ —

„Ist es möglich!“ rief er dann aus, indem er seinen Kopf in seine Hände nahm und bitterlich zu weinen anfing.

Der Leser staune nicht, gerade die Erinnerung an mütterliche Sorgfalt und Liebe, gerade das plötzliche Auftauchen schwesterlicher Bande, kurz Alles dessen, was den Zauber eines Familienverhältnisses mit sich führt, kann in corrumpirte Naturen den erwärmenden Lichtstrahl eines wahren Gefühls zurückführen. Leon weinte vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, aber Thränen, die ihn wollüstig durchschauerten und die ihm neue, bis dahin ungekannte, wonnige Empfindungen bereiteten. —

„Also daher das wunderbare Gefühl, das mich beseelte, wenn ich bei ihr war!“ murmelte er, als wäre seine Umgebung gar nicht vorhanden. „Daher jene Reinheit der Empfindung, die ich nie in ähnlichen Verhältnissen hatte und die ich mir nicht erklären konnte!“ —

Dann richtete er sich auf und sah mit Thränen gefüllten Blicken auf das Mädchen, das mit gefalteten Händen vor ihm stand.

„Paquita, meine Schwester!“ schluchzte er, die Arme auseinander breitend. —

Und Paquita lag in seinen Armen und schluchzte wie er und war glücklich wie er.

Glücklich? Ja, denn der einzige Lichtstrahl, der sie aus dem Labyrinthe ihrer Qual führen konnte, hatte ihr geschienen. Sie hatte ihren Geliebten verloren, sie dachte, danach gäbe es nichts als Tod, wohin sie blickte, kein Ausweg, und siehe da! in diesem schrecklichen Momente der Haltlosigkeit und der Verzweiflung schickte ihr die mütterliche Voraussicht einen Bruder, der, das fühlte sie in dieser Umarmung, an seinen Thränen, an seinem ganzen Wesen den Werth des Geschenkes erkannte und ihr innig zugethan war.

Sie lagen sich lange in den Armen und weinten lange, lange Zeit. Sie fragten sich gegenseitig, sie fanden sich zurecht, und je mehr sie das thaten, desto klarer wurde es in ihrer Seele, desto heißer und inniger umschlossen sie sich.

Und die Umstehenden? Auch sie waren ergriffen, auch sie weinten zum Theil; hätte Frau v. Crezy wohl anders können, sie, die auch so Theures verloren

und wiedergefunden hatte. Und dann die Tochter, das arme Kind! Sie weinte vor Freude, vor Schmerz, sie wußte nicht warum? Die Thränen sind in diesem Alter ja das Natürliche. Sie Alle fühlten Theilnahme für das Paar vor ihnen, der Schmerz Paquita's, die Thränen Leon's hatten sie ausgesöhnt. Selbst der Zweifel, die so natürliche Rancüne des langen Thompson war für einen Augenblick beschwichtigt, er hatte über die Scene vor ihm alles Andere vergessen!

Aber auf die Dauer ließ sich freilich diese Stimmung nicht fixiren, zumal als der Bediente einen Brief hereinbrachte und nach Herrn Rochuard fragte. Dieser nahm den Brief entgegen, erbrach ihn und gab ihn dann mit sichtlicher Unruhe an Leon.

„Was ist's?" fragte Paquita.

Leon las leise: „Macht Euch fort — der Graf kommt!" —

„Es thut nichts!" sagte er dann mit einem traurigen Lächeln, leise mit dem Kopfe schüttelnd.

Jedoch kaum hatte er dies ausgesprochen, so erschien der Bediente auf's Neue und überreichte dem Herrn Thompson eine Karte.

„Graf Albert de Leon!" las Dieser. „Was ist das!" rief er aus.

Es läßt sich denken, welche Wirkung diese laut

gelesenen Worte auf die Anwesenden hervorbrachten. Herr und Frau v. Crezy sahen sich an, dann blickten sie auf Leon, und Karoline hob gefaltet die Hände empor, als wenn sie beten wollte: „Nur das nicht!“ Rochuard wiegte gedankenvoll mit seinem Kopfe hin und her und Paquita wurde leichenblaß. Nur Leon blieb wie er war, ruhig, vertrauungsvoll, ja, selbst lächelnd.

„Wollen Sie den Herrn Grafen noch länger warten lassen?“ fragte er mit einer ungemein milden Stimme.

„Er möge kommen!“ sagte Herr Thompson.

Gleich darauf erschien Graf Leon.

„Kein Zweifel,“ rief der Engländer aus, als er denselben erblickte, „dies ist Graf Leon!“ —

„Sein Sie mir herzlich in England willkommen!“ fügte er hinzu, dem Eingetretenen die Hand schüttelnd.

„O mein Gott!“ schrie Karoline, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend.

„Nun, mein Herr?“ fragte Herr v. Crezy, auf Leon zutretend.

„Und wer sind Sie denn?“ fragte Herr Thompson, den jungen Franzosen mit den Augen des Stolzes und des Zornes messend.

„Also endlich stehe ich Dem gegenüber, der es wagte, meinen Namen zu mißbrauchen?“ rief der Graf aus,

nicht minder zornig, nicht minder herausfordernd, als die Uebrigen.

Aber so wenig liebenswürdig Alles dies auch klang, so beunruhigend Ton und Geberden der Umstehenden sein mußten, Leon blieb sich dennoch gleich, er lächelte noch immer, so sicher, so ruhig, so liebenswürdig, daß Karoline, die wieder mit banger Scheu auf ihn geblickt hatte, von Neuem zu hoffen wagte, und daß die Andern anfingen an sich selbst irre zu werden.

„Wer ich bin?“ begann der junge Franzose endlich, „vor wenigen Stunden war ich noch Graf Leon, jetzt bin ich der Bruder dieses Mädchens.“ Bei diesen Worten ergriff er die Hand Paquita's und drückte sie warm und innig. „Wer ich bin?“ fuhr er etwas rascher fort, „Sie sollten fragen, wer ich war? Ein unglücklicher Heimath- und Obdachloser, den nichts an diese Welt knüpfte, als sein eigenes, trauriges Ich, ohne Mutter, ohne jegliche Familie, ohne andere Bande, als eine elende Vergangenheit und eine womöglich noch schrecklichere Zukunft. O fürchten Sie nicht, daß ich mich anders zeigen werde, als ich war. Ich sehe zu klar in mein ganzes Leben zurück und ich kann wohl hinzufügen, ich stehe zu sehr außer ihm, um nicht ein unbefangenes Urtheil darüber fällen zu können.“ —

„Was ist das?“ murmelte Rochuard, den Jüng-

ling mit einem größeren Interesse betrachtend, als er je gethan hatte.

„Ist es möglich!" rief Paquita aus, die Hand des Bruders an ihre Lippen führend.

„Es ist wahr, mein Herr," fuhr Leon, zu dem Grafen gewandt, fort, „ich mißbrauchte Ihren Namen d. h. ich verfolgte unter demselben Zwecke, die mir als die höchsten erschienen, und die ich jetzt verachte!" —

Karoline erbebte bei diesen Worten.

Leon sah es. „Armes Mädchen," fuhr er fort, „nicht Ihr Besitz war mein Zweck, sondern die Befriedigung von Genüssen, mit denen ich auferzogen war und die man mich über Alles lieben gelehrt hatte. Es ging mir, wie es den meisten Menschen geht. Die Gesellschaft läßt sie für mehr, für besser erscheinen, als sie in Wirklichkeit sein können!" —

War es Zufall, daß der Sprecher den Grafen bei diesen Worten scharf ansah, so daß Dieser verwirrt die Augen zu Boden schlagen mußte.

„Ja, ich erschien unter einem fremden Namen, in einem fremden Kleide, um Neigungen zu befriedigen, die mir theuer geworden waren, ich überließ mich der Heftigkeit meiner Gefühle, meiner Leidenschaften, weil ich in ihrer Befriedigung das einzige Heil erkannte!" —

Frau v. Crezy schluchzte bei diesen Worten laut auf, so daß ihre Tochter sie in ihre Arme nehmen mußte.

„Ich war ein junger, leichtsinniger Mensch, immerhin ein Taugenichts, wenn Sie wollen, der das Leben nur von dessen Genußseite kennen lernen wollte, weil er ja eben an dieses Leben durch kein reineres Band geknüpft war. Gewiß, für das Glück, die Freude, den Glanz und den Luxus erzogen, that ich Alles, was in meinen Kräften stand, mochte es für oder gegen die Gesetze der Gesellschaft sein, dieses Glück, diese Freude, diesen Glanz, diesen Luxus zu fixiren. Es ging mir, wie dem zur Blindheit Verurtheilten, der mit aller Gewalt das Licht um sich erhalten will und der am Ende, je näher er das schreckliche Loos herannahen sieht, Alles für die Helle ansieht. Kennen Sie diesen Kampf, Sie Alle, die Sie mich umstehen und bereit sind, mich zu verdammen? Gewiß kennen Sie ihn; denn wer von Ihnen hätte nicht für seine Leidenschaften gestritten? Aber sowie auch Sie Alle mehr oder weniger, sei es in Diesem, sei es in Jenem, zu einer reineren Erkenntniß gelangten, so sollte auch mir der Strahl werden, der mir ein anderes Licht gab, das innere Licht der Wahrheit! Ich war ein Blinder, meine Herren, ich bin ein Sehender, sehend durch die Allmacht des Familienbandes, durch die Reinheit schwesterlicher Liebe. Ich hatte keine Zukunft, von heute an

habe ich sie — die Zukunft der Arbeit, der Familie und der Liebe!" —

Bei diesen Worten umschlang er die Schwester an seiner Seite und reichte dem Buckligen die Hand.

„O mein Bruder!" schluchzte Paquita.

Und die Uebrigen? Sie blickten theilweise betroffen zu Boden, theilweise mußten sie mit Rührung und Bewunderung auf den Jüngling sehen, der eine so glänzende Metamorphose mit sich vornehmen konnte.

„Leben Sie wohl, Herr v. Crezy," fuhr Leon fort, „sollten wir uns je wiedersehen, so werden Sie mich, ich fühle es, als einen Ihren Würdigen empfangen!" —

Mit diesen Worten verließ der frühere Drahtzieher, von Paquita und Rochuard gefolgt, das Haus der Frau Thompson.

Es bleibt uns nur noch Weniges zu sagen übrig. Frau Thompson und ihr Sohn waren herzlich froh, in einigen Tagen ihr Haus von „all' dem fremden Volk" gesäubert zu sehen. Herr v. Crezy kehrte mit Frau und Tochter auf sein Gut zurück, vergangene Tage des Glückes von Neuem erwartend.

Graf Leon ließ sich ebenfalls in seiner Besitzung wieder sehen, hauptsächlich um die Pflichten eines guten Nachbars zu erfüllen, was aber von Seiten der Crezy'schen Familie, namentlich von Seiten der Tochter, wenig Aufmunterung und Theilnahme fand. Außerdem mußte sich der Herr Graf noch früher, als er wollte, davon überzeugen, daß Herr Roussillon doch sehr gut gewußt, was ein Intendant zu bedeuten habe. Und was endlich die Association der Drahtzieher betrifft, so erlitt sie einen empfindlichen Verlust durch das Ausscheiden ihrer drei hauptsächlichsten Mitglieder Leon, Paquita und Rochuard, welche beschlossen, in Australien eine Kolonie für sich zu bilden. Oberthal hatte überdies nicht gewagt, wieder vor dem Chef zu erscheinen und so blieb nur Dieser mit seinem Freunde Dundee und dem Stamme der Gesellschaft übrig, um das Geschäft fortzuführen. Daß es geschah und noch geschieht, versteht sich von selbst, wenn auch die Periode des Marquis v. Rainswood als eine geschlossene betrachtet werden muß. —

Bayerische Staatsbibliothek München

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wellingtoniana.

Anecdoten, Meinungen und Charakterzüge
von dem
Herzog von Wellington.
Zusammengestellt
von
John Timbs.
Aus dem Englischen übersetzt.
8. 1853. geh. Preis 20 Sgr.

Napoleon

im Bivouac, in den Tuilerien und auf St. Helena.
Von
Marco de St. Hilaire.
Aus dem Französischen.
8. 1845. geh. Preis 1 Thlr.

Anecdotenjäger
oder
Zeitschrift für das lustige Deutschland.
1—11ter Band.
gr. 8. 1845—1855. geh. Preis 16 Thlr. 15 Sgr.

Jeder Band enthält Tausende von kleineren und größeren humoristischen Erzählungen, Gedichten, Anecdoten ꝛc. — Um die Anschaffung dieser beliebten Zeitschrift zu erleichtern, setze ich den Preis für die ersten 10 Bände (Ladenpreis 15 Thlr.) auf kurze Zeit auf 8 Thlr. herab, auch sind die ersten 5 Bände (Ladenpreis 7½ Thlr.) für den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 20 Sgr. zu erhalten. — Für Leihbibliotheken kann jeder Band füglich in zwei Theile gebunden werden.

Adolph Büchting in Nordhausen.

Druck von C. Kirchner in Nordhausen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagen, Theodor von

Aus Londons Gesellschaft oder die Drahtzieher Ein Roman von Theodor Hagen

Bd.: 2

Nordhausen 1856

P.o.germ. 1909 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125724-7